



Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben von **Robert Weiss.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Hollander.**

XXXIV. Band.

9. (Schluss-) Heft.

N/611

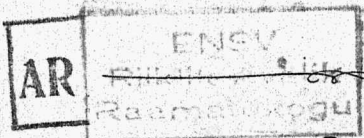
Inhalt.

Seite

Polnische Wirthschaft in Livland. II. (W. Greiffenhagen)	721
Taras Grigorjewitsch Schewtschenko. II. (Wold. Fischer)	740
Eine Universität auf tatarischem Boden. (Joh. Eckardt)	757
Bericht über ein altes Tagebuch. (x)	773
Notizen. (O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai.) (Fr. B.)	786
(Graf D. A. Tolstoi, Die Stadtschulen unter Kaiserin Katharina II.)	788
(Zur Geschichte der Petrischule in St. Petersburg. (Fr. B.)	790
(M. v. Bröndsted, Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I.)	791
(M. Charusin, Die Baltische Constitution)	798
(M. K., Oesel einst und jetzt.) (Fr. B.)	794
An die Leser	795

A b o n n e m e n t s

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von ca. **50** Bogen (9 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Reval, 1888.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Briefe und Zusendungen bittet an die Adresse einer der oben genannten Buchhandlungen zu richten
die Redaction.

Baltische
Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Robert Weiss.

XXXIV. Band.

№ 1611

Reval, 1888.

In Commission bei F. Kluge.

Riga: A. Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Марта 1888 г.

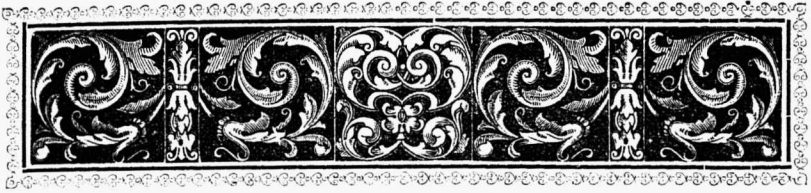
I n h a l t.

	Seite
Die Eigenthumsfrage der Neuzeit. I. II. Von Prof. Dr. Schmidt-Warneck	1 95
Ein Jugendleben aus Alt-Kurlands Tagen. Von Peter Baron Drachenfels	32
Die erste Universität in Russland. Von Joh. Eckardt	81
Notizen. Von P. J.	92
Rückblick auf die Agrargesetzgebung für die baltischen Krondomänen. Von L. Kuehn	134
Zur Prof. Volckschens Schriftauffassung. Von J. Lenz	170
Das Wesen der Heimat. Von C. Erdmann	187
Unsere bemerkenswerthesten Singvögel. I. II. Von Oskar v. Löwis	200 294
Beiträge zur Bevölkerungsstatistik Estlands. I. II. Von J. Nieländer	223 391
Erinnerung an Theodor von Bernhadi. Von N.	265
Notizen Von Bgn. und Fr. B.	269
Die Gegenreformation und die rigasche Domschule. Von Fr. Hollmann	279
Die Lepra und ihre Gefahr für Riga. Von Dr. A. Bergmann	336
Religionsstatistisches aus Livland für das Jahr 1886	356
Die Akademie der Künste zu St. Petersburg. Von Th. P.	360
Die Generation vor uns	375
Revals Garnisonsfreiheit im Conflict mit der schwedischen Regierung. Von W. G.	415
Communale Statistik. Von Gustav Stryk	444
Richard Baron Wolf †	448
Notizen. Von Dr. J. Girgensohn und Th. P.	451
Eine Nachlese zur deutschen Mundart in Estland. Von Dr. K. Sallmann	463
Am Sarge Ferdinand Bergs. Von Dr. Gustav Poelchau	472
Deutsche Schrift- und Umgangssprache. Von Oberlehrer E. Westermann	480
Zur inneren Colonisation in Preussen. Von Dr. Ludwig Fuld	492
Russlands Volkswirtschaft. Von J. K.	514
Kunstgeschichtliches aus Narva. Von W. Neumann	524
Notizen. Von S., C. F., Fr. B. und Dr. A. B.	540
Bischof Dr. Johannes Rudbeckius und die erste estländische Provinzialsynode. I. II. Von T. Christiani	549 637
Die sibirisch-uralische Ausstellung in Jekaterinburg. Von Alex. Simonson	588
Der Adel in Russland. Von Joh. Eckardt	606
Notizen. Von Fr. B. und E. Westermann	629
Polnische Wirthschaft in Livland. I. II. Von W. Greiffenhagen	669 721
Taras Grigorjewitsch Schewtschenko. Biogr.-kritische Skizze eines kleinrussischen Dichterlebens. I. II. Von Woldemar Fischer	684 740
Heimatsbrief aus der Fremde. Von x.	707
Notizen. Von J. Lenz und Fr. B.	714
Eine Universität auf tatarischem Boden. Von Johannes Eckardt	757
Bericht über ein altes Tagebuch. Von x.	773
Notizen. Von Fr. B.	786
An die Leser	795

B e s p r o c h e n e B ü c h e r.

Alfred Fouillée, <i>Les études récentes sur la propriété. Revue des deux mondes. Juin 1884</i>	7
Graf D. A. Tolstoi, Das akadem. Gymnasium und die akademische Universität im XVIII. Jahrh. Aus dem Russ. von P. v. Kügelgen. St. Petersburg 1886	81
A. K. Borosdin, Die akadem. Universität im XVIII. Jahrh. Ист. Вѣстн. April 1886	81
N. Carlberg, Sammlung statistischer Nachrichten über Livland. Riga 1886	92
F. Nerling, Die Bibel als die Heils Offenbarung Gottes ist auch für den Einzelnen Gnadenmittel und Quelle des Glaubens. Reval 1886	170
Friedr. Bienemann, Conrad von Scharfenberg. Strassburg 1886	269
J. Th. Helmsing, Leitfaden der Kirchengeschichte. 3. Aufl. Dresden 1887	272
Konst. H ö h l b a u m, Hansisches Urkundenbuch. Bd. III. Halle 1882—86	273
Carl Hunnius, Luther, der Schöpfer der protestantischen Schule, als Knabe und Schüler. Riga 1887	278
Jul. Hasselblatt, Hist. Ueberblick der Entwicklung der kais. russ. Akademie der Künste. St. Petersburg 1886	360
Herm. Hildebrand, Livonica, vornehmlich aus dem 13. Jahrhundert, im Vaticanischen Archiv. Riga 1887	454
Russisches Novellenbuch. Uebersetzt von Const. Jürgens. 1. Bd. Mitau 1886	456
B. П. Безобразовъ. Народное хозяйство Россій. СПб. 1882. 85	514
A. v. Bulmerincq, Consularrecht. Hamburg 1887	540
Axel Harnack, Leibniz' Bedeutung in der Geschichte der Mathematik. Dresden 1887	541
W. Neumann, Grundriss einer Geschichte der bildenden Künste und des Kunstgewerbes in Liv-, Est- und Kurland. Reval 1887	542
G. Th. Hoffheinz, Eine Wanderung durch Königsberg vor 280 Jahren. Königsberg 1887	545
B. C o r d t, Philipp Crusius v. Krusenstiern. Ein rehabilitirter baltischer Dichter. Dorpat 1887	545
Dr. O. Chomse, Ein Beitrag zur Casuistik der Lepra in den Ostseeprovinzen Mitau 1887	546
Вѣстникъ Европы, 22. годъ (1887) кн. 3. 4. 5	606
Graf Leo N. Tolstoi, Wovon die Letz leben. Das Märchen von Iwan dem Narren. Aus dem Russ. von Eugenie Wieland. Bern 1887	629
W. Garschin, Pessimistische Erzählungen. P. Kruschewan, Sie ging nicht zu Grunde. Aus dem Russ. von Wilh. Henckel. München 1887	629
Bol. Prus, Stas und Jas. Deutsch von Wilh. Henckel. München 1887	629
Dau. Sanders, Zeitschrift für deutsche Sprache. Jahrg. 1. Hamburg 1887	633
Prof. Gustav Kieseritzky, Die Entstehung des balt. Polytechnikums und die ersten 25 Jahre seines Bestehens. Riga 1887	716
Dr. O. Heyfelder, Transkaspien und seine Eisenbahn. Hannover 1888	717
Tante Alice, Im Morgensommerschein. Dorpat 1887	720
Deutsche Post. Berlin 1887	720
O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai. Berlin 1887	786
Graf D. A. Tolstoi, Die Stadtschulen unter Kaiserin Katharina II. Uebersetzt von P. v. Kügelgen	788
Zur Geschichte der Petrischule in St. Petersburg	790
M. v. Bröndsted, Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I.	791
M. Charusin, Die Baltische Constitution	793
M. K., Oesel einst und jetzt	794





Polnische Wirthschaft in Livland.

II.

Die rechtshistorische Frage nach dem Gerichtswesen, besonders aber dem Gerichtsverfahren in Livland während polnischer Herrschaft ist leider als eine noch nicht beantwortete zu bezeichnen. Die wenigen, früher gemachten Versuche, Licht in die Sache zu bringen, haben ihre Aufgabe nicht zu lösen vermocht. Denn was Richter¹, der in seiner Geschichte der Ostseeprovinzen rechtshistorische Materien doch sonst mit Vorliebe behandelt, über das polnisch-livländische Gerichtswesen sagt, beschränkt sich auf eine auszugsweise Wiedergabe der *constitutio Livoniae* von 1582 nach Dogiel, in der aber über den Process so gut wie nichts vorkommt. Bunge ist zwar in seinen älteren Werken² vollständiger in der Aufzählung der Rechtsquellen, übergeht aber auch — eine Hypothese über das Verhältnis von Anklage- zu Untersuchungsverfahren etwa ausgenommen³ — den Process mit Stillschweigen. Der Grund dafür tritt uns in einem neueren Werke desselben Verfassers⁴ deutlich entgegen. Hier bekennt er nämlich, dass eine Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Livland während der ephemeren polnischen Herrschaft so gut wie unmöglich sei. Es lasse sich in dieser Beziehung nur sagen, dass diese Periode in

¹ Richter. Geschichte der Ostseeprovinzen. Thl. II, S. 85 ff.

² Bunge. Geschichtl. Uebersicht der Grundlagen der Entwicklung des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen. Bes. Thl., S. 30 ff. Desselben Einleitung in die liv-, ehst- und kurländische Rechtsgeschichte. §§ 68—73.

³ Bunge und Madai. Erörterungen &c. Bd. V. S. 168.

⁴ Bunge. Geschichte des Gerichtswesens in Liv-, Ehst- u. Kurland. § 78. Baltische Monatsschrift, Band XXXIV. Heft 9.

der Geschichte des Processes einen dunkeln Uebergang von dem alten, im Laufe derselben fast zu Grunde gegangenen Rechte zu der neuen Schöpfung bilde, welche der folgende (schwedische) Zeitraum ins Leben gerufen habe. — Dieses abschliessende Urtheil Bunges möchte doch jetzt, wo bisher unzugängliche Archivstücke nach und nach ans Licht gezogen werden, kaum mehr aufrecht zu erhalten sein. Der von mir behandelte Process giebt schon einige Anhaltspunkte dafür. Zwar ist das, was wir aus ihm lernen, noch weit davon entfernt, auch nur die wesentlichsten Theile des processualischen Gliederbaues zu enthüllen. Allein nach dieser und jener Richtung hin hebt er doch so weit den Schleier, dass man wol begründete Vermuthungen darüber hegen kann, von welcher Seite her und in welchen Stücken sich Einflüsse geltend gemacht haben, denen das altlivländische Gerichtsverfahren unterlegen ist. So ist es — um gleich auf einiges aufmerksam zu machen — das Rechtsmittel der Advocation, besonders aber das Citations- und Insinuationsverfahren und neben ihnen das Institut des freien Geleites, welche kaum einen Zweifel darüber zulassen, dass wir es hier mit Bestandtheilen des polnischen Gerichtsverfahrens zu thun haben.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen kehren wir zu unserem Prozesse zurück.

Strahlborn war, wie wir gesehen, im April wieder frei und nach Reval zurückgekehrt. Es ist anzunehmen, dass seine mündliche Berichterstattung und die sich daran knüpfende Berathung im Schosse des Rathes zu entscheidenden Massnahmen geführt haben. Was Mengershausen schon früher von Dorpat aus angerathen hatte, statt sich nämlich vor den ordentlichen Gerichten, die dort ihren Sitz hatten und ganz unter dem Einflusse der beklagten Partei standen, erfolglos abzumühen, die Sache lieber sofort an die höchste Instanz, d. h. an den König zu bringen, scheint den Herren in Reval bald als das allein Richtige aufgegangen zu sein. Denn kaum nach Verlauf eines Monats — Anfang Juni — wird der Beschluss gefasst, diesen Weg einzuschlagen und deshalb mit einem Immediatgesuche beim König einzukommen. Zugleich werden Dellingshausen und Buuss nach Krakau delegirt, um das Terrain zu sondiren und mit einem dortigen Rechtsgelehrten über das eventuell zu beobachtende Verfahren Rücksprache zu nehmen. Die Schreiben an den König sind vom 2. resp. 4. Juni datirt, und zwar letzteres — wahrscheinlich um *ad oculos et aures* zu demonstriren,

dass es sich hier um Interessen eines schwedischen Reichstheiles handelt — in schwedischer Sprache. Der König mag geschwankt haben, was er in diesem bösen Handel thun und ob er namentlich mit Ueberspringung der ordentlichen Instanzen die Sache an sich ziehen dürfe, ohne die Polen gegen sich aufzubringen; denn über zwei Monate hat es gedauert, ehe er zu einem Entschlusse kam. Dieser fiel aber schliesslich doch zu Gunsten des revaler Rathes aus: der Schwedenkönig in Sigismund siegte über den Polenkönig. Die Verhandlung der ganzen Sache unter den Augen des Königs wurde von ihm angeordnet und solches den Parteien eröffnet. Wir besitzen darüber einen schriftlichen Beleg in Gestalt eines am 20. August 1595 von Krakau aus an Schenking gerichteten Edicts. Der König resumirt in demselben zuerst das, was ihm über die Vorgänge in Dorpat berichtet worden ist, und fährt dann also fort: «So sichs also verhalten thäte, seindt Wir dadurch nicht wenig verletzt, sintemal solche Dinge zur Schwächung der Nachbarschaft und zum Nachtheile unserer beider Reiche Unterthanen alter löblicher Verwandtnis dienen. Derhalben haben Wir die ganze Sache mit aller ihrer Wirkung zu Uns advociret und Uns dero angenommen und haben sowol euch und Hermann Wrangell als den Kläger Joh. Strahlborn zu einem peremptorien und endlichen Termin, nämlich d. 10. Tag des Monats Februarii des nächst künftigen Jahres, durch dies Unser Edict, sowie auch vor dem ersten, anderen und dritten Mal angesetzt, dass ihr alsdann da, wo Wir Hof halten werden, vor Uns erscheinen sollt und nebenst Hermann Wrangell dem Joh. Strahlborn zu den Injurien, Spott und Hohn antwortet; hinwider wird Strahlborn, so ihr etwas gegen ihn habt, auch antworten. — Mittlerweile aber wollen Wir und gebieten Wir euch ernstlich, dass ihr demselben Hrn. Joh. Strahlborn (den Wir in Unser *patrocinium* und Schutz nehmen), es sei unter Schein der Obgelte, mit Gewalt ihm abgedrungenen Gelübde oder sonst wegen einiger anderen Ursache halber, so wenig durch euch oder Wrangell oder euer Hausgesinde und Diener oder sonst durch irgend jemand eurer Verwandten in keinem Wege beschwerlich seid, bei Pön 20000 rig. fl., deren eine Hälfte die beleidigte Partei und die andere den *fisco* soll zufallen.»

Man sollte nun denken, der Process sei damit allen Weiterungen und Zweifeln mit einem Schlage enthoben. Ein königliches Decret zieht die gesammte Verhandlung vor ein Forum, das gewissermassen unter den Augen des Soverains sein Urtheil spricht.

Zwar ist der Beginn dieses Rechtsganges auf einen recht weit abliegenden Termin, den 10. Februar 1596, anberaumt; dafür ist aber die Sprache dieses Decrets eine ernste und strenge und die Pön von 20000 rig. Gulden auch nicht dazu angethan, bei den Citirten Ungehorsamsgedanken aufkommen zu lassen. Aber weit gefehlt! Was eine königl. Ladung in dem polonisirten Livland zu bedeuten hatte, werden wir gleich sehen.

Den mit den Fallgruben und Schleichwegen des polnischen Gerichtsverfahrens damaliger Zeit vertrauten Personen war es sehr wohl bekannt, was alles, auch da, wo es sich um eine königliche Citation handelte, zu beobachten und zu thun sei, um zum Ziel zu gelangen. In Reval scheint man von allen diesen Dingen wenig gewusst zu haben, und daher hat es wol der Rechtsbeistand Brunswig, an den man sich von hier aus nach Krakau gewandt hatte, für nothwendig gehalten, ein sehr detaillirtes Gutachten abzugeben. Dasselbe berührt die eben von mir als neue Bestandtheile des polnisch-livländischen Gerichtsverfahrens bezeichneten Institute der Citation und Insinuation, sowie des sicheren Geleites (*salvus conductus*) so eingehend, dass schon im rechtshistorischen Interesse wenigstens eine theilweise Wiedergabe dieses Gutachtens nöthig ist. Letzteres hat die Form eines Schreibens an Caspar Dellingshausen und trägt das Datum Krakau, 30. August 1595.

Im Eingange desselben spricht sich Brunswig über die weit günstigere Lage des Processes aus, nachdem Se. Maj. «als denen viel daran gelegen, damit nicht durch solche gewaltsame Attentaten und Vorgreifungen zwischen I. M. beiden Königreichen ein Missverständnis eingeführet werde, *quasi ex proprio motu* die ganze Sache mit allen *annexis et dependentibus* zu sich abgefordert und geheischen haben, wie auch in des Seligen Herrn Ficken Sache mit den Rigaschen¹ geschehen ist», besagten Process auf dem Wege der Advocation an sich habe gelangen lassen. Der Process werde dadurch viel kürzer und auch weniger kostspielig. Strahlborn müsse sich unbedingt persönlich zum Termin beim königl. Hofe einstellen. Für einen guten *procurator*, der ihm zur Seite stehe, werde er sorgen. Ueber den höchst complicirten Modus der Insinuation spricht sich der Briefsteller folgendermassen aus: «Sobald E. L. werden zu Danzig kommen, wollen Sie den Secretarium Michaelen

¹ Wol der aus dem Rigaschen Kalenderstreit bekannte Rathsherr Ficke, der, vom Rathe seiner Güter beraubt, durch königl. Immediatentscheidung in seinen Besitz restituirt wurde. Richter Thl. II, S. 123.

Petri antreten und bitten, dass er den *salvum conductum* und die Advocation vidimiren wolle; die Advocation zweimal und den *salvum conductum* auch zweimal. So sichs nun zutrüge, dass E. L. über Land von Riga reisend auf Dorpt zukämen, so können Sie dies alles, was folgt, verrichten. Wo nicht, so muss E. E. Rath und der Hr. Joh. Strahlborn von Reval Jemand nach Dorpt schicken. Denn dass der Hr. Strahlborn zum ersten Mal sollt dahin verreisen, ehemdem der *salvus conductus* ausgerufen und publicirt ist worden, und er erfährt, was sich dagegen seine *adversarii* verlauten lassen, das deucht mich kein Rath zu sein. — Wenn aber der, so diese Dinge verrichten soll, zu Dorpt ankommt, muss er den Starost daselbst, wo irgend einer vorhanden ist, antreten. Ist da aber kein Starost, so muss er den Rath antreten, ihm den *salvum conductum* im *Originali* zeigen und ein Vidimus (vidimirte Copie) danebenst übergeben und lassen beide mit einander conferiren. Und wenn der *salvus conductus* wird öffentlich verlesen sein und befunden, dass er mit dem Vidimus übereinstimmt, so fordere er das Original wieder und lasse dem Hauptmann oder dem Rath das Vidimus und begehre, dass ers lasse dem Hrn. Oekonomus insinuiren. Und dem Hrn. Wrangell auch eins und zum Ueberfluss; dass ers lasse öffentlich durch einen Land- oder Stadtboten ausrufen und ablesen, und die Copei davon an öffentlichen Orten anschlagen, auf dass sich Niemand der Unwissenheit zu entschuldigen habe. Und bei diesem *actu* habe er einen Landboten und zwei vom Adel, welche bezeugen können, dass das also geschehen und verhandelt ist worden. Und begehre dessen eine Kundschaft unterm Sigill vom Hrn. Starosten oder vom Erb. Rath. Wollen es die nicht geben, so lasse er den Landboten und die Zwei vom Adel in der nächsten Stadt solches bezeugen und nehme ihre Relation und Gezeugnisse unter der Stadt Sigill aus. Wollen auch der Starost und der Rath nicht publiciren und insinuiren, so protestire er davon und lasse das Vidimus dem Hrn. Oekonomus durch den Landboten und die Zwei vom Adel insinuiren und zeige das Original mit gebührender Reverenzie, lasse es lesen vom Hrn. Oekonomus, auf dass er das Vidimus dagegen halte, ob sie übereinstimmen, und frage alsdann den Herrn Oekonomus, ob er das Geleit halten will oder nicht. Sagt er Ja, so ists gut, sagt er Nein, so protestire der Abgesandte gegen ihn, dass er sich königlichem Geleite widersetzt und behalte dem königl. Instigatori und dem Ehrb. Rathe und Hrn. Strahlborn *salvum actionem* laut dem *salvo conductu* vor. Gleichfalls muss auf den Fall

denegatae insinuationis der Landbote im Beisein der beiden vom Adel den *salvum conductum* auf dem Markte ablesen und ausrufen. Und von allem, was also verlaufen und zur Antwort gegeben wird, ist in der nächsten Stadt, wie oben gesagt, einzuzeugen und Beweis davon aufzunehmen. — Mit dem Hrn. Wrangell muss auch *similis processus* gehalten werden und ihm auch ein Vidimus des *salvi conducti* insinuirt und er, wie oben, gefragt werden. — Belangend die Advocation, die muss derselbe Landbote in Gegenwartigkeit der Zwei vom Adel im Original dem Hrn. Oekonomus insinuiren und dem Hrn. Wrangell das eine Vidimus übergeben und der Herr Abgesandte behalte das andere Vidimus, dasselbe zu zeigen in der nächsten Stadt und allda durch den Landboten und die Zwei vom Adel einzuzeugen, dass sie ein gleichlautendes Original dem Hrn. Oekonomus auf die und die Zeit und dem Hrn. Wrangell ein gleichlautendes Vidimus insinuirt haben. Und unter derselben Stadt Eingesiegel muss der Befehlshaber des Landboten Relation und der zwei Edelleute Gezeugnisse *de insinuata advocatione* ausnehmen, darein *a verbo ad verbum* die Advocation muss inserirt werden und was ein jeder darauf geantwortet hat. Ist keine Stadt so nahe, so geschehe es vor irgend einem Hauptmanne auf dem nächsten Schlosse und werde die Relation unter seinem Sigill aufgenommen. Besser aber wäre es vor einem Stadtgerichte, weil die *ad causas judiciales* geschworen seindt.» — Weitere Rathschläge des krakauer Juristen gehen dahin, gleichzeitig mit den bereits genannten Schriftstücken der beklagten Partei auch eine *narratio facti violenti* und eine Aufforderung zur Assistenz bei der Zeugenvernehmung zu insinuiren, bei verweigerter Entgegennahme auch hier wo gehörig Protest zu erheben. Der vom Könige anberaumte Termin sei ein peremptorischer und nicht nach dem alten, sondern nach dem neuen Kalender zu verstehen. Die von Strahlborn gemachte Handstreckung — bemerkt Brunswig schliesslich — möge ihn nicht bekümmern, denn da sie *per vim metu carceris* abgezwungen worden, sei sie nicht bündig.

Verweilen wir jetzt einen Augenblick bei den Rathschlägen des krakauer Juristen, um an der Hand der in ihnen zu Tage tretenden Rechtsanschauungen einerseits dem Gewinne nachzugehen, der sich etwa aus ihnen für die Kenntniss des polnisch-livländischen Processes ergeben könnte, andererseits den revalschen Delegirten ein Horoskop für ihr weiteres Vorgehen in Dorpat zu stellen.

Was zunächst jenen Gewinn betrifft, so reducirt er sich wol

darauf, dass wir das Rechtsmittel der Advocation und die Rechtsbehelfe der Insinuation und der Protestation hier in einer ganz fremdartigen Form kennen lernen. Die *advocatio causae*, d. h. die von der Aufsichtsbehörde angeordnete Entziehung einer Sache von ihrem ordentlichen Richter und die Uebergabe derselben an eine Delegation oder an ein anderes Forum, ist ja auch dem gemeinen Rechte bekannt, jedoch nur für ganz besondere Ausnahmefälle. Im polnisch-livländischen Verfahren dagegen scheint die Advocation — dafür sprechen die Acten unseres Processes — ein Institut zu sein, das neben der Appellation die Stellung eines gang und gäben ausserordentlichen Rechtsmittels eingenommen hat, und zwar eines Rechtsmittels, dessen Anwendung keine besonderen Schwierigkeiten darbot. Es wird wol kaum jemand anstehen, darin eine processualische Entartung zu erblicken. Noch mehr kommt eine solche Bezeichnung dem Institute der Insinuation oder Behändigung, wie es nach polnisch-livländischem Verfahren zulässig resp. erforderlich war, zu. Es ist ja geradezu monströs, was alles der processführenden Partei und besonders der klägerischen in diesem Stücke zugemuthet wird. Nicht genug, dass sie dem Gegner das bez. Schriftstück behändigt; nur in Gegenwart von zwei Zeugen mit der einschränkenden Qualification, dass sie adeligen Standes seien, und mit nachfolgender Beurkundung des Acts seitens eines Gerichts oder Notars hat derselbe irgend welche Giltigkeit. Die Zurückweisung des Schriftstücks nöthigt den Insinuationsbedürftigen zur Verlautbarung eines Protestes vor Gericht, unter Hinzuziehung derselben Urkundspersonen. — Protesterhebung spielt überhaupt in dem polnisch-livländischen Processe eine Rolle, deren Zweck und Ziel nicht recht abzusehen ist. Nicht nur ein Misserfolg in der Behändigung von Schriftstücken, sondern auch die Geltendmachung eines Anspruchs wegen erlittener Gewalt und Unbill macht eine vorausgehende Protesterhebung erforderlich; ohne sie scheint die Erhebung einer Klage wirkungslos zu sein. Was soll man aber erst von dem Institute des sicheren Geleitsbriefes¹ und den Förmlichkeiten und Rechtsbehelfen sagen, die sich an ihn knüpfen?

¹ Das aus dem Mittelalter stammende und bis in dieses Jahrhundert hinein weit verbreitete Institut des freien oder sicheren Geleits (*salvus conductus*) sichert den Angeklagten beim Erscheinen vor Gericht ursprünglich, vor der Rache der Verwandten des Verletzten, später vor Verhaftung. Die neueren Gesetzgebungen kennen es nicht. Das revaler Stadtarchiv enthält ein ganzes Convolut von Geleitsbriefen.

Wehe dem Armen, der mit dem *salvus conductus* in der Hand ihn weder bei seinem processualischen Gegner, noch bei irgend einer Gerichtsbehörde an den Mann zu bringen vermocht hat. In steter Gefahr, ohne stattgehabte Uebergabe des Geleitsbriefes allen möglichen Hindernissen und Fährlichkeiten am fremden Orte ausgesetzt zu sein, mochte er es versuchen, von Stadt zu Stadt oder von Schloss zu Schloss zu ziehen, bis es ihm gelang, eine gerichtliche Beurkundung oder eine Veröffentlichung mittelst Ausrufens auf dem Markte zu Wege zu bringen. Bis dahin haftete ihm so ein Stück von Vogelfreiheit an. Alle diese Dinge, welche unbedenklich als Entartungen von Instituten und Rechtsbehelfen zu charakterisiren sind, welche in ihrer ursprünglichen Form auch anderen als dem polnischen Rechtsgebiete bekannt waren, möchten wol auf eine gemeinsame Quelle, nämlich auf das Bestreben oder richtiger die Begehrlichkeit zurückzuführen sein, die zwingende Macht von Gesetz und Recht demjenigen, der sie an sich zu erfahren in der Lage war, so lange wie möglich fern zu halten. Man könnte versucht sein, den schon gehörten Ausspruch des krakauer Juristen: «Sagt er (der Gegner) Ja, dann ist es gut; sagt er Nein, so ist zu protestiren», zur Devise des damaligen polnischen Gerichtsverfahrens überhaupt zu erheben. Ihr wahrer Sinn ist: die rechtsuchende Partei ist so ziemlich der Willfährigkeit ihres Gegners preisgegeben; fehlt diese, so mag sie zusehen, wie weit sie mit einem Proteste kommt. Wer denkt dabei nicht an das *liberum veto* des polnischen Reichstags und an die falsche Freiheit des Einzelnen gegenüber der zwingenden Macht, die der Staatsgewalt gebührt!

Standen aber die Dinge damals so, dass die beklagte Partei sich ganz auf legalem Boden befand, wenn sie den Versuch machte, dem Kläger noch vor Beginn des Processes das Leben so sauer zu machen, dass er lieber von ihm abstehe möchte — was Wunder, dass, wenn jene Partei zugleich die politische Macht in Händen hatte, der Gang der rechtsuchenden Partei zu einem wahrhaft dornenvollen werden konnte!

Und das war in unserem Processe der Fall. Schenking, schon als polnischer Statthalter des dorpater Stifts und als Präses des Schlossgerichtes von Rechts wegen ein Mann von Macht und Ansehen, erfreute sich noch durch seine nahen Beziehungen zum Grosskanzler weitreichenden Einflusses in den höchsten Sphären polnischer Machthaber. Hermann Wrangell war sich dessen bewusst, dass, wenn er auch in seiner amtlichen Stellung wenig zu sagen hatte, er von

seinem mächtigen Herrn und Gebieter nicht desavouirt werden würde, wenn er den verhassten «Schweden» Knüppel in den Weg würde. Dazu kam noch eine Gruppe von Gesinnungsgenossen, die sich bei darbietender Gelegenheit in ihrer Weise den beiden Anderen nur zu gern gefällig erwies.

Sehen wir jetzt zu, was dabei für unsere revalschen Delegirten herausgekommen ist. Es wird wol im Herbste 1595 gewesen sein, dass der revalsche Rath in den Besitz des königlichen Advocationsdecrets gekommen ist und sich nun der frohen Hoffnung hingeeben haben mag, es bedürfe nur der Behändigung dieses hochwichtigen Schriftstücks an die beklagte Partei, alles übrige werde dann nicht mehr in Dorpat, sondern in Krakau oder Warschau, wo gerade der König Hof halten werde, zum Austrage gebracht werden. Zu dem Ende werden die schon früher in dieser Sache thätig gewesenenen Caspar Dellingshausen und Johannes Buuss nach Dorpat geschickt. Am 4. Nov. sind sie — wie sie nach Hause berichten — beim dorpater Rathe «zur Audienz verstattet» gewesen. In Gegenwart des Oberpahlischen General-Woszny¹ Johannes Liscinsky und des Edelmanns Paul Sumarowsky überreichen sie das königl. Citationsedict nebst Vidimus (vidimirter Copie) und den Geleitsschein dem Rathe mit der Bitte, beide Urkunden dem Oekonomus Schenking insinuiren, den Geleitsschein aber publiciren zu lassen. Der Rath nimmt die Papiere entgegen und verspricht, der angebrachten Bitte gemäss verfahren zu wollen. Es sei aber — heisst es weiter im Berichte — anders gekommen. Vom 13. bis zum 20. Nov. hätten sie Tag für Tag auf die Erfüllung des Versprechens gewartet. Endlich hätte ihnen am 21. der Bürgermeister Mengershausen mitgetheilt, wie er in Begleitung des Secretärs Unbereit bei Schenking gewesen, um die Insinuation zu bewerkstelligen. Dieser habe sie aber zuerst gar nicht empfangen, dann aber im Beisein von Fabian v. Tiesenhäusen, Hermann Wrangell und anderer vom Adel den Empfang unter dem Vorwande verweigert, dass sie sich deshalb erst mit einander zu besprechen hätten und dann Bescheid geben würden. Auf letzteren hätte man aber vergebens gewartet. Nun bitten unsere Delegirten den dorpater Rath, er möchte wenigstens, um sie vor allen persönlichen Fährlichkeiten durch Insulten und Ueberfälle sicher zu stellen, den *salvus conductus* öffentlich anschlagen.

¹ In den Acten kommen die doppelten Ausdrücke «Woszny» und «Wosznik» vor. Es waren des Gerichts Ministeriale und wol mit Landboten identisch.

Anstatt das zu thun, begeben sich die genannten beiden Vertreter des dorpater Rath's wiederum zu Schenking. Auch hier wieder mehrmals abgewiesen, erhalten sie endlich Zutritt und bei dieser Gelegenheit folgenden Bescheid. Es nehme ihn Wunder — erklärt ihnen Schenking — dass der Rath der Stadt Dorpat sich dieser Sache also annehme. Demnach er aber eine adelige Person sei, die im öffentlichen Amte sässe und es wider des Reichs Polen Constitution wäre, einen vom Adel also anschlagen und ausrufen zu lassen, und geschehe solches nur dann, wenn man «Vermahn» erhalten und der König die «vermahnte» Person wieder ehrlich machen wollte. — «Als protestire er dagegen, falls E. E. R. der Stadt Dorpat den *salvus conductus* publiciren und öffentlich ausrufen lassen wolle. Denn es geschehe ihm dadurch Hohn, Spott und Injurie. Wollte auch zugleich dem Hrn. Grosskanzler seine Hoheit¹ vorbehalten haben. Auch wäre der *salvus conductus* nur ein *stylus cancellariae* (!) und auf einen unrechten Bericht also ausgebracht.» — «Wie wir nun höhnisch von dannen gekommen» — erzählen die Dorpater ihren revaler Collegen — «hat ein guter Freund fleissig gewarnt, wir sollten bei Leibe nicht mehr persönlich zum Hrn. Oekonomus gehen. Denn er es vor gewiss wüsste, dass uns auf den Fall ein Schimpf widerfahren würde, wie uns denn auch sonst die Secretäre Unbereit und Ferinus (letzterer vom Präsidiatgerichte) abgerathen, in Betrachtung, dass wir bei solchem Acte, nichts schaffen oder ausrichten würden oder könnten.» Dieser Rath scheint den Revalern eingeleuchtet zu haben; denn am 26. November gehen sie nicht selbst, sondern schicken den Woszny mit den früher genannten Geleitpersonen und ausser ihnen einen Diener Namens Hermann Junge. Der Ausgang dieser Mission ist der frühere. «Als sie in das Haus haben eingehen wollen» — heisst es im Berichte — «hat man sie ausgestossen und die Thür vor der Nasen zugeschlossen.» Nun rafft sich der dorpater Rath noch einmal auf. Wieder sind es Mengershausen und der Rath'ssecretär, welche sich auf den Weg machen. Ein glücklicher Zufall ermöglicht ihnen ein Zusammentreffen mit Schenking. Letzterer beräth sich, nachdem er erfahren, um was es sich handelte, mit seinen Freunden und eröffnet darauf den Erschienenen: obschon Strahlborn, da er

¹ Darunter ist die Justizhoheit gemeint, welche dem Grosskanzler als höchste judiciären Autorität im dorpater Stifte innewohnte, ein bequemer Schlupfwinkel für Competenzfragen, der jedesmal aufgesucht wird, wenn Schenking gefasst werden soll.

seine Handstreckung nicht gehalten, d. h. sich nicht wieder in Dorpat gestellt, dessen nicht werth sei¹, erkläre er sich doch bereit, dem *salvus conductus* Genüge zu thun und sich an Strahlborn nicht zu vergreifen. Eine Insinuationsbescheinigung werde er aber nicht ertheilen und gegen die Publication des *salvi conducti* müsse er nach wie vor protestiren. Die Delegirten waren also am 26. Nov. nicht einen Schritt weiter gekommen; ein mündliches Versprechen war ihnen zwar gegeben, officiële Schriftstücke hatten sie aber nicht erlangen können. Da machten sie am 27. Nov. ihren letzten Versuch, indem sie den ihnen von Reval aus als Boten beigegebenen Hermann Junge mit der Mission betrauten, in Begleitung von zwei Edelleuten, die sie inzwischen aufgetrieben, das Insinuationswerk auszuführen. Wie es diesen ergangen, ersehen wir aus einem besonderen Berichte des H. Junge an seine Principale. Es verlohnt sich wol — obschon der Bericht bei seiner stilistischen Mangelhaftigkeit wenig geniessbar und schliesslich auch weder für den Process, noch das Gerichtsverfahren von besonderer Bedeutung ist — hier einiges aus ihm mitzutheilen, um noch anschaulicher zu machen, wie man damals in Kreisen der Machthaber und vornehmen Leute mit Leuten niederer Stellung und niederen Standes umzugehen sich erlauben durfte. Ich übergehe die Einzelheiten, wie Junge mit seinen Begleitern sich vergeblich abmühen, in das Haus des Gewaltigen zu kommen. Am Morgen warten sie erst geduldig ab, bis derselbe aus der Kirche kommt und begehren dann Einlass. Die Heiducken schauen nur zur halbgeöffneten Thür hinaus und schlagen sie wieder zu, als sie draussen Stehende erblicken. Das wiederholt sich zweimal, als sich beim Einlasse von Bewohnern desselben Hauses eine günstige Gelegenheit darzubieten schien. Endlich erkundigt sich einer vom Hofstaate Schenkings nach ihrem Begehren. Man sagt ihm, es handele sich um königliche Briefe, welche abzugeben seien. Es wird ihnen der Bescheid, Se. Gnaden habe jetzt keine Zeit; sie möchten um 2 Uhr nach der Mahlzeit wiederkommen. Zeitig auf dem Platze, werden sie endlich vorgelassen. Der Woszny (Ministerial oder Gerichtsbote) tritt nun

¹ Hilchen hebt es in seinem «*Epicedion*» als eine göttliche Gnade und eine Art Verdienst Schenkings hervor, dass er sich der schwedischen Haft durch die Flucht entzogen habe — . . . *non parvam autem in eo divinam expertus est gratiam, quod hostiles manus, licet aeger corpore, mirabiliter evasit libertatemque obtinuit.* — Derselbe Schenking ist es, der oben sittliche Entrüstung darüber heuchelt, dass Strahlborn seiner Citation nicht gefolgt sei.

an den Tisch, an dem Schenking sitzt, und sagt auf polnisch: er habe königliche Briefe abzugeben. Schenking lässt ihn nicht weiter reden, sondern «verblüfte» ihn — wie es im Berichte heisst — mit der Frage, wer und was er sei. Es wird ihm die gebührende Antwort gegeben, worauf Schenking sich an seinen Diener mit dem Bemerkten wendet, was für Volk sie doch hereingelassen hätten, sie sollten doch die Thür besser zuhalten. Dass die Urkundspersonen Adelige seien, findet bei Schenking keinen Glauben, da seine Umgebung sie nicht zu kennen vorgiebt. Wo sie denn besitzlich seien, ist die weitere Anfrage Schenkings und, als darauf keine sofortige Antwort erfolgt, seinerseits die Erklärung, nur solche Adelige eigneten sich zu Urkundspersonen, die Land und Leute ihr eigen nennen könnten. Zum Woszny gewandt, entblödet sich Se. Gnaden nicht, ihm auf seine Antwort, er sei von Amts wegen da, um den königlichen Brief zu übergeben, ein «du lügst!» an den Kopf zu werfen. Am schlimmsten erging es dem armen Hermann Junge. Nicht nur muss er hören, dass er ein revalscher Bauer und höchstens Stubenjunge und sein Platz auf dem Hofe, wo er gewartet habe, sei, sondern dass er für die Frechheit seines Erscheinens in den Gemächern eines polnischen Statthalters Prügel verdiene. So ziehen denn alle unverrichteter Sache wieder ab; nur Junge wird in den Hof gebracht, dort von Heiducken umstellt, die ihn erst nach mehrstündigem Warten wie einen Gefangenen zu seiner Herberge escortiren.

Damit war denn die Mission der revaler Delegirten in Dorpat beendet. Was nun folgt, sind Proteste und notarielle Beurkundungen. Die Delegirten protestiren beim dorpater Rathe und beim Schlossgerichte, Schenking und Wrangell beim Präsidiatgerichte, beide Parteien geben noch zum Ueberflusse Erklärungen beim Notar ab. Die darüber theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache extrahirten Beurkundungen bilden keine geringe Zahl des umfangreichen Actenmaterials¹. Inhaltlich bringen sie nichts Neues.

Zu erwähnen ist auch noch, dass die Weiterungen und Brutalitäten, welche die Revaler betroffen, in der dorpater Bürgerschaft einen solchen Unmuth hervorriefen, dass sie eine Massendéputation an den Rath abschickte, welche ihr Misfallen an dem, was vorgefallen war, zu erklären hatte.

¹ Die Notariatsinstrumente sind alle lateinisch und auffallenderweise im Namen der römisch-kaiserlichen Majestät, deren ganzer Titel auf keinem derselben fehlt, ohne Erwähnung des Königs von Polen ausgefertigt.

Inzwischen war es schon December geworden. Bevor sich Dellingshausen und Buuss auf den Heimweg machen, berichten sie ihrem Rathe noch einmal über den Miserfolg. Sie verwahren sich dabei gegen den ihnen namentlich von Strahlborn gemachten Vorwurf der Lässigkeit und Unentschlossenheit. Sie hätten, schreiben sie, ihr Möglichstes gethan, wenn auch dessen eingedenk, dass es ihre Pflicht gewesen, sich nicht muthwillig der Gefahr auszusetzen. «Und zwar ist in solchen schweren Sachen» — bemerken sie — «vielmehr hierauf zu sehen, wie man alles mit Glimpf und *cum judicio* anfangt. *Ubi majus est periculum ibi cautius est agendum* (wo die Gefahr grösser ist, muss man vorsichtiger handeln) als *inconsiderate* und *temerarie* (unbedacht und verwegen) flugs in der Eile vorzuplatzen. Wiewohl wir zwar keine Seide dabei gesponnen.» An einer anderen Stelle des Berichts heisst es: «In was für Gefahr und Noth wir gesteckt und noch stecken, das weiss Gott, der erhalte uns gnädiglichen. Wir erfahrens auch leider täglich und sieht es allhier ein jeder. . . . Wenn aber hier nach Recht und Billigkeit gehandelt, auch Vernunft gebraucht würde und dann ein solcher Rath und Gemeine wäre, darauf man sich verlassen dürfte, die uns auch beschützen und beschirmen könnte, als wollten wir uns in dieser Sache wohl wissen zu schicken und, was vorzunehmen, bedenken. Aber es ist — Gott bessers — ganz beschwerlich, wider die zu procediren, dero Gewalt und Uebermuth man täglich muss vermuthen und nach deren Willen und Wohlgefallen alles tractirt und gehandelt wird. . . . Wenn denn nun, grossgünstige Herren, die Sache, wie berührt, sich also gewandt, wir auch an unserem höchsten Fleisse, Mühe und Arbeit nichts haben verwinden lassen (dazu wir Gott und Menschen zu Zeugen fordern), unangesehen, dass uns kein einiger Mensch einigen Beistand geleistet, dazu von E. E. R. der Stadt Dorpat weniger, wie man verhoffet und vorgeschlagen, befördert worden, dessen Kleinmüthigkeit wir täglich, bessers Gott, genugsam vor Augen sehen.» — Ein besonderes Augenmerk richten die Delegirten in einem früheren Schreiben auf die damals noch ausstehende Zeugenvernehmung. «Wir müssen auch» — schreiben sie — «*in examinatione testium* Leute bei uns haben, die sich vor dem Oekonomus nicht fürchten dürfen. Denn weil die ganze Stadt vor ihm sich dermassen scheuen muss, dass sie auch wider seinen Willen nichts vornehmen dürfen, können E. E. W. schliessen, wie es in der Verhörung solcher Zeugen zugehen würde.»

Dieser Hinweis veranlasste den revaler Rath, an den schwedischen Statthalter Boje die Bitte zu richten, seinerseits dahin zu wirken, dass wenigstens bei der Zeugenvernehmung die polnischen Einflüsse paralytisch würden. Das geschieht denn auch. Boje macht zwei Edelleute willig, mit dem vom Rathe dazu ausersehenen Secretär Hünerjäger, welchem zugleich die Notariatsqualität attestirt wird, nach Dorpat zu reisen, um die vom polnischen Gerichtsverfahren auch bei der Zeugenvernehmung geforderte Function von Urkundspersonen zu übernehmen. Eine so gewichtige Intercession scheint denn doch auf Se. Gnaden die erhoffte Wirkung ausgeübt zu haben, da wir aus den Acten ersehen, dass die für den weiteren Fortgang des Processes so wichtige Vernehmung schliesslich ordnungsmässig zu Stande gekommen ist.

Dieser weitere Fortgang führt uns jetzt nach Warschau, wohin sich auch Stralborn in Begleitung von Dellingshausen und Boismann einer- und Schenking andererseits begeben. Wie es gekommen, dass letzterer trotz seiner in Dorpat offen an den Tag gelegten Ungehorsamsgedanken und seiner Machinationen wider das königliche Edict sich dennoch in Warschau rechtzeitig gestellt hat, findet in den Acten keine Aufklärung. Nicht unwahrscheinlich ist es ja, dass er in elfter Stunde doch nicht das Risiko hat laufen wollen, die Verhöhnung des königlichen Befehls auf die Spitze zu treiben. Der vom Könige auf den 10. Februar 1596 anberaumte peremptorische Termin scheint übrigens verlängert worden zu sein, denn nach den Protokollauszügen hat die Verhandlung erst im April begonnen. Da meines Wissens protokollarische Aufnahmen von Verhandlungen vor dem höchsten Gerichte (sog. Hof- oder Assessoratsgerichte) Polens in livländischen Sachen noch nie durch den Druck bekannt geworden sind, ihre Kenntnissnahme aber nicht ohne rechtshistorischen Werth ist, so halte ich für unerlässlich, den Wortlaut des Protokolls in Nachstehendem wiederzugeben.

Die Ueberschrift des (in lateinischer Sprache mit deutscher Uebersetzung vorliegenden) Schriftstücks lautet nach letzterem Texte: «Das Register der livländischen Sachen. Joh. Stralborn, Revalischer Richter, wider Georg Schenking, Dorptischen Oekonomus, und Hermann Wrangell.» Daran schliesst sich artikelweise Folgendes:

- 1) Anno 1596. 6. Aprilis, *styl. nov.* 16. Georg Schenking, dorptischer Oekonomus, und Herm. Wrangell als Citirte und Geladene wider Johann Stralborn, Revalschen Richter.

Postea semper uti antea.

Anno 1596. Den andern Tags nach S. Alberti, Ist nach unserem Calender den 19. Aprilis.

Lifländische Sache.

In Gegenwart der Herrn Gross- und Unter-Canzlern sowol des Reichs als auch des Grossfürstenthums Littowen.

Zwischen Stralborn und Schenking.

Vorgewandte des Gegentheils Exception oder Einrede ungeachtet, dass Wrangell nicht sonderlich citirt worden, wird erkannt: Weil diese Sache mehr *ad iudicium ex bono et aequo et de plano*¹, das ist zum schlechten, einfältigen und fürderlichsten Gericht und summarischen Verhör, als zu einem weitläuftigen ordentlichen Process, Schein und *strepitum juris* gehört, als sollen beide Theile alle ihnen widerfahrene Schmach und Injurien schlecht, rund, kurz und einfältig, sowol der Kläger wider den Oekonomus und Wrangell, womit und wiefern er sie beide beschuldigen kann, als auch der Oekonomus und Wrangell wider jenen, so weit auch er anzuklagen ist, einführen und soll darauf *ex aequo et bono* nach Recht und Billigkeit geörtet werden.

In demselben Jahre den dritten Tag nach S. Alberti, unseres Calenders den 20. Aprilis.

2) Zwischen denselben. Die Parten vor sich².

Nach vorgebrachter Klage und Widerklage sollen die Parten zu beiden Theilen ihre Beweise und *probationes* schlecht und *simpliciter* den 5. Tag, das ist den 2. May n. St., einführen und ufflegen, nach altem Calender soll es sein den 22. April.

In demselben Jahr den Sonnabend nach S. Stanislai. Im Majo den 11. nach unserem Calender, den 1. *styl. vet.*

Zwischen denselben. Die Parten vor sich.

3) Man nimmt die Sache in Bedenken und Zuberatschlagen bis zum künftigen Montag.

Im selben Jahre, den 4. Tag nach S. Stanislai, im Majo des neuen den 15., des alten den 5. May.

Im Beisein aller Herrn Gross- und Unter-Canzler des Reichs und des Grossfürstenthums Littowen.

Zwischen Stralborn und Schenking. Die Parten vor sich.

¹ Das *iudicium ex aequo et de plano* fand nach polnisch-livländ. Prozesse nur in Bagatell-Sachen (*causae leviores*) statt. Dogiel, *Cod. dipl.* T. V, S. 321.

² Dieser Zusatz bedeutet, dass die Parteien persönlich erschienen und nicht durch Bevollmächtigte vertreten waren.

Der Grossmächtige Herr Grosskanzler ist mit der Protestation und Bedingung seines Rechts und Gerichts abgetreten.

4) Vorbehaltlich und unverfänglich des Grossmächtigen Herrn Gross-Canzlers als des örtlichen Hauptmanns-Gerichts und Gerichtszwangs¹.

Demnach der Kläger selbst mit etwan früheren Reden Ursach zu diesem Hader gegeben, derenthalben ist der Oekonomus nicht zu beschuldigen, dass er Klägern zu sich gefordert. Dass er ihn aber auf des Klägers Angaben etwas langes mit Verhaftung aufgehalten und die durch Klägern zugeschickte Obligation oder Verschreibung nicht annehmen wollen, dafür soll zuörderst der Oekonomus schwören, dass er gemeinet, dass dies die rechte Form des Rechtens gewesen und dass er mit gutem Gewissen zu dem Process geschritten. Darnach soll auch der Oekonomus zur Erstattung der Schäden und *expens* dem Kläger zahlen 600 Thaler. Der Wrangell aber, so Ursach zu dieser langen Bestrickung gegeben, soll an demselben Ort, so Kläger gesessen, so lange Zeit wie Kläger in gefänglicher Haft gehalten werden. Es soll auch hinfüro in beiden Städten die Kaufmannschaft, Handel und Wandel frei und vehlich im Schwange gehen, damit daselbst als zwischen eines Königes Unterthanen nachbarliche Freundschaft, Fried und Einigkeit erhalten werden.

Beide Theile appelliren.

Der König, an den die Appellation gegangen ist, hat auf Grund einer Relation des sog. Relationsgerichts mittelst Decrets vom 1. August 1596 das Erkenntnis des Assessorats-Gerichts im Wesentlichen bestätigt, jedoch mit den Abänderungen, dass die von Schenking zu erlegende Ersatzsumme von 700 auf 1000 Thlr. zu erhöhen sei, dass Wrangell statt in demselben Haftlocale, in dem Strahlborn seine Bestrickung ausgehalten, auf dem Pernauschen Schlosse zu sitzen habe und dass die von Strahlborn ausgestellte Handstreckung oder Obligation zu kassiren, das Haus des Rathsherrn Lindhorst in Dorpat aber, in dem Strahlborn gewohnt, sofort von den daselbst einquartierten Heiducken zu befreien sei. Aus der sehr umfangreichen Sentenz, welche nach einer Geschichtserzählung Inhalt und Erwägungen des angefochtenen Erkenntnisses kurz wiedergiebt, möchte nachstehender sich auf die Reformirung jenes Erkenntnisses bezügliche Passus hier zu re-

¹ Hierunter ist der in der Note pag. 730 erwähnte «Schlupfwinkel» gemeint.

produciren sein. «Anlangend den Eid des Georg Schenking thun Wir auch approbiren; zu den Summen aber, so wegen der Expens und Schäden dem Strahlborn zugeeignet seint worden, setzen Wir noch 400 Thaler also und dergestalt, dass Beklagter vor dieselben Schäden und Expens dem Kläger Joh. Strahlborn tausend alte Thaler von Dato dieses Unseres Decrets in zwölf Wochen vor dem Ampte des Pernauschen Hauptmanns bei Verlust eines Vadii gleicher Summe der 1000 Thaler zu erlegen soll schuldig sein. Was den Wrangell angehen thut, approbiren und bestätigen Wir gleicher Gestalt des Assessorischen Gerichts Spruch mit dieser Verbesserung, dass der Wrangell dieselbige Haft auf dem Pernauschen Schlosse in etwan einer Stube eine solche Zeit über, als Strahlborn gefänglich gehalten worden ist, das ist ganze 9 Wochen, aushalten soll. In welche Haft er sich begeben soll in 12 Wochen von Dato dieses Unseres Decrets an zu rechnen, bei Verlust 1000 alter Thaler Vadii.» — Das — mit den Worten «*Sigismundus III. &c.* thun kundt» beginnende — Decret ist vom Präses des Relationsgerichts, krakauer Propst und Unterkanzler der Krone Polen Johannes Tarnowski unterzeichnet und vom Secretär Sczerbin contrasignirt.

Da Strahlborn auf die Ausschwörung des dem Beklagten Schenking auferlegten Eides Verzicht leistete, beschritt das Definitiv-Erkenntnis sofort die Rechtskraft. Ob und wann dasselbe seine volle Erfüllung gefunden, ergiebt sich aus dem mir zu Gebote gestandenen Urkundenmaterial nicht. Wrangells Verbüssung der ihm dictirten Freiheitsstrafe hat jedenfalls noch einen Schriftwechsel zwischen dem revaler Rathe und dem Schlosshauptmann von Pernau zur Folge gehabt, aus dem zu ersehen ist, dass Wrangell es an Versuchen nicht hat fehlen lassen, den Verbüssungstermin hinauszuschieben und dass der Schlosshauptmann Geneigtheit gezeigt hat, darauf einzugehen. Ueber das allendliche Resultat der Vollstreckungsverhandlungen in beiden Urtheilen enthalten unsere Acten nichts.

Legt man sich schliesslich die Frage vor, in wie weit die königliche Entscheidung der Gerechtigkeit zum Siege verholfen hat, so überrascht es meines Erachtens auf den ersten Blick, dass Sigismund das Urtheil des Assessorialgerichts, so weit es sich dabei um Schenkings Verschuldung handelt, durch Erhöhung der von ihm zu zahlenden Summe von 700 auf 1000 Thlr. verschärft hat. Indessen schwindet dieser Eindruck doch sehr, wenn man bedenkt, dass die Schuld, die Schenking durch sein unerhörtes Verfahren auf sich geladen, nirgends im Urtheile als solche anerkannt und

bezeichnet, die ganze Schuldfrage vielmehr von einem Schwure abhängig gemacht worden ist, den der Angeklagte lediglich von dem ganz subjectiven Gesichtspunkte aus abzulegen hatte, ob er sein Verfahren als in den Rechten und Gerechtsamen seines Amtes begründet und als den Grundsätzen des polnischen Gerichtsverfahrens conform halte. Zusammengehalten mit der Wrangell zu Theil gewordenen Strafmilderung, die darin bestand, dass er seine 9 Wochen in einer «besonderen Stube», also wol in einem ganz comfortablen Gemache des pernauschen Schlosses statt in dem gesundheitsschädlichen Verliesse, in das man Strahlborn eingeschlossen, abzusetzen hatte, hinterlässt die ganze Sentenz doch wol nur den Eindruck, dass das livländische Renegatenthum jener Tage wol allen Grund gehabt haben muss, mit dem Ausgange des Strahlbornschen Processes zufrieden zu sein. Freilich darf man, so weit es sich dabei um ein Urtheil über Sigismund handelt, nicht vergessen, dass er eben der schwache Träger jenes königlichen Doppelreifs gewesen, dessen Bürde seinem kurzsichtigen Vater thörichterweise als eine «*spes utriusque regni*» vorgeschwebt hatte. Versetzt man sich an seine Stelle, so muss man sich doch zu der Anerkennung verstehen: er und seine Umgebung haben durch ihren Urtheilsspruch mehr Gerechtigkeitssinn bethätigt, als man von ihnen erwarten konnte!

Die Geschichte, hat ja auch des Prophetenamts *ex post* zu walten, und mag es mir daher zum Schlusse noch gestattet sein, ein Wort darüber zu sagen, welches Schicksal der polnischen Politik, wie sie uns auch in diesem Prozesse in so grellen Zügen entgegentritt, zunächst mit Bezug auf Livland, dann aber auch auf Schweden vorausgesagt werden musste. Die gewaltsame und oft in so gehässiger Weise unternommene Polonisirung Livlands hat nicht zum Ziel geführt und konnte nicht zum Ziele führen. Die besonders nach Sigismund August sowol auf kirchlichem als politischem Gebiete dahin abzielenden Versuche haben nur dazu beigetragen, Livland, statt es zu einem Bindegliede zwischen Polen und Schweden zu machen, Schweden in die Arme zu treiben. Dabei hat sich erwiesen, dass Kern und Wesen der alt-livländischen Colonie trotz vielfacher Umgestaltung, welche jene verderbliche Politik unter Anwendung von List und Gewalt während eines Menschenalters zuwege gebracht, sobald ihre Herrschaft ein Ende genommen, unerschüttert, ja unberührt in ihrer Eigenartigkeit wieder zur Geltung gelangt sind und sich darin erhalten haben bis in die jüngsten Tage.

In der Geschichte der Völker und Staaten wie in der Geschichte des einzelnen Menschen wiederholt sich zwar nichts in dem Sinne, dass der Strom der Zeit mit allem, was er in sich birgt, wiederkehrt; es wiederholen sich aber die Schicksale, welche insgesamt dienstbar sind dem göttlichen Worte: was der Mensch säet, das wird er ernten! Dieses Wort bleibt immerdar einerseits ein Warnungsruf, nicht minder aber andererseits ein Trost- und Ermuthigungswort für alle diejenigen, welche Unrecht leiden!

W. Greiffenhagen.





Taras Grigorjewitsch Schewtschenko.

Biographisch-kritische Skizze eines kleinrussischen Dichterlebens.

II.

1. Individuelle Charakteristik.

Aus dem ganzen Leben Schewtschenkos leuchtet hervor, dass er ein durchaus starker, selbständiger Charakter war. Trotz des Undanks und des Hohnes, den er ertete, trotz der vielfachen moralischen wie physischen Züchtigungen wandelte er unerschrocken den Weg weiter, den er einmal aus Ueberzeugung eingeschlagen hatte. Reich begabt mit Energie und geistigen Kräften muss schon der Knabe gewesen sein, der sich herausgearbeitet hat aus Verhältnissen, in denen er Eindrücke empfing, die geeignet waren, bereits in zartem Alter seine junge Seele für immer zu ertödteten. Alle Lebensunfälle kannte er nicht vom Hörensagen, sondern hatte sie selbst an sich erfahren. Seine Entwicklung und seine Bildung haben ihm selbst fast nur dazu gedient, das Herbitraurige seiner Existenz ihn desto tiefer fühlen zu lassen. Er selbst schreibt ein Jahr vor seinem Tode: «Wenn ich mein verflissenes Leben überblicke, so zuckt mir das Herz im Leibe. Wie viel verlorene Jahre! Wie viel verwelkte Blumen! Und was habe ich vom Schicksal für alle meine Anstrengungen nicht unterzugehen errungen? Beinahe nur die schreckliche klare Erkenntnis meiner Vergangenheit!»

Die in freudloser Knechtschaft verflissene Kindheit und Jugend des Dichters, seine spätere langjährige Verbannung, sie vermochten

nicht den Edelmuth seiner Gesinnung zu untergraben. Wol haben sie ihm den Frohsinn des Lebens geraubt, wol haben sie ihn ernst und nachdenklich, jedoch nicht hartherzig und verbissen gestimmt. Dies geht aus den Gedichten hervor, die er als Sträfling schrieb, sowie aus seinem zum Schlusse seiner Verbannungszeit verfassten Tagebuche. Dasselbst heisst es: «Wenn ich an diese verflossenen zehn traurigen Jahre zurück denke, so bin ich herzlich froh, dass ich nicht früher auf den Gedanken verfiel, ein Tagebuch zu führen. Schon allein die Erinnerung an die Vergangenheit und an das, was ich während dieser Zeit erfahren habe, bringt mich zum Zittern; und was würde erst sein, wenn ich diese düstere Decoration und diese groben Schauspieler, mit denen ich dieses trostlose eintönige zehnjährige Drama aufführen musste, zu Papier gebracht hätte! Lasst uns lieber nicht das Herz empören durch Erinnerungen, die seiner unwürdig sind, sondern wollen wir alles vergessen und jenen Dunkelmännern Verzeihung angedeihen lassen, gleichwie der barmherzige Menschenfreund seinen Feinden verziehen hat!»

Wol war er in einsamer Wüste und Einöde häufig dem Verzweifeln nahe, jedoch klagte er nie über sein Schicksal, sprach er nie von seinem Leiden. Selten nur speicherte sich in seinem Herzen so viel bitteres Leid an, dass er nicht mehr im Stande war an sich zu halten; alsdann entquollen der gemarterten Seele des Dichters markige Worte, die unser Gemüth unwillkürlich ergreifen.

Grenzenlose Liebe zu seinem Volke, Aufopferung für seinen Nächsten und tiefe Humanität sind ferner Hauptcharakterzüge unseres Dichters. Dem Beladenen seine Bürde zu erleichtern, den Verlassenen aufzusuchen, den Sinkenden zu retten, ihn zur Menschenwürde emporzuheben, ihn anzuregen zu einer geeigneten selbständigen Lebensexistenz — das sind die Ideen, die Schewtschenko von der ersten bis zur letzten Minute seines Lebens begeistert haben. Wahre Nächstenliebe ohne Ansehen der Person, sowie der Nation beseelte ihn. Sein Freund Tschushbinski theilt uns folgende Thatsache mit: «Als ich 1846 mit Schewtschenko in Njeshin lebte, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, dass im Judenviertel Feuer ausgebrochen sei. Wir eilten sofort hin. Viel Volk stand müssig da und betheiligte sich gar nicht am Rettungswerke. Schewtschenko dagegen opferte sich buchstäblich auf. Nachdem die grösste Gefahr vorüber war, wandte er sich zornig an die ihn umringende müssige Menschenmenge: «Glaubt ihr etwa,» fuhr er sie an, «dass mir die Juden besonders ans Herz gewachsen sind? Befindet sich aber

ein Mensch in der Noth, bedarf er unserer Hilfe, so wird er unser nächster Bruder, ohne Unterschied der Nation, ohne Unterschied der Religion.»

Der Gedanke an die damalige gedrückte Lebenslage des einfachen Volkes quälte ihn beständig und vergiftete ihm bisweilen seine schönsten Stunden. «Einst,» erzählt Tschushbinski, «waren wir zu einem Gutsbesitzer in der Ukraine eingeladen, der nicht hinter seinen Nachbarn zurückbleiben wollte und dem berühmten Dichter zu Ehren ein Festessen veranstaltet hatte. Als wir uns im Vorhause unserer Mäntel entledigen wollten, waren wir zufällig Zeugen, wie unser Gastgeber den daselbst eingeschlafenen Diener in äusserst brutaler Weise weckte. Taras erröthete, nahm seine Mütze und fuhr nach Hause. Vergeblich waren alle Bitten, ihn zur Rückkehr zu bewegen.» — Seine tiefe Humanität bewährte sich in jeder Handlung; sogar auf Thiere übertrug er eine gewisse Zärtlichkeit; so verteidigte er häufig junge Katzen und Hunde gegen den Muthwillen der Strassenjugend; häufig kaufte er Vögel mit dem Zwecke, ihnen die Freiheit wieder zu schenken.

Das Aeussere des Dichters schildert uns derselbe Freund, der mit ihm 1843 in Poltawa bekannt wurde, folgendermassen: «Schewtschenko war von mittlerem kräftigen Wuchse; auf den ersten Blick erschien sein Gesicht als ein ganz gewöhnliches; die Augen hatten aber einen so klugen Ausdruck und einen so ungewöhnlichen Glanz, dass sie unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich zogen. War er von Natur so vorsichtig, oder war er es in Folge seiner traurigen Lebenserfahrung geworden, er liebte es nicht, bei aller seiner scheinbaren Aufrichtigkeit, sein Herz auszuschütten. Als ich ihn 1860 in St. Petersburg wiedersah, hatte er sichtlich gealtert, seine Miene war stets ernst, ja traurig, möchte ich sagen, nur seine Augen hatten jenen Ausdruck und Glanz beibehalten, in dem sich seine Gedankentiefe und sein reges Gemüth wieder spiegelten.»

Er liebte sehr weiblichen Umgang, erst in Damengesellschaft wurde er so recht munter; auch mochte er sehr Musik hören, oder er sang selbst mit seiner sonoren Stimme die klagereichen ukrainer Lieder. Eine Hauptliebhaberei Schewtschenkos war es aber immer, sich mit Kindern abzugeben. Er setzte sich häufig zu ihnen und erzählte ihnen, nachdem er ihre Schüchternheit überwunden und ihr Zutrauen gewonnen hatte, Märchen, oder er sang ihnen Kinderlieder vor, deren er einen ganzen Schatz in sich hatte. Nie-

mals schlug er einem Bittenden ab, und wenn er auch noch so wenig hatte, so trug er doch immer Kleingeld als Almosen bei sich.

Trotz seines warmen und liebevollen Gemüthes war er bestimmt und fest in seiner Gesinnung. Sein Leben hat er ganz und gar seinem Volke gewidmet, indem er es hauptsächlich darauf abgesehen hatte, die Rohheit desselben durch wahre Erziehung und Bildung zu beseitigen, wobei er aber wiederum ein geschworener Feind der gewaltsamen Volksaufklärung war. Mit Wort und Werk trat er für die Bildung seines Volkes ein, seinen letzten mühsam erworbenen Groschen gab er willig und freudig zu diesem Zwecke hin. Das mannigfache Ungemach, die vielfachen Kränkungen vermochten einerseits nicht seinen ehernen Willen zu brechen, seinen gewaltigen Geist zu demüthigen, andererseits aber hat ihn sein nationaler Dichterruhm weder stolz noch hochfahrend gemacht. Schewtschenko war eine durchaus bescheidene Natur, er suchte allen Beileids- und Achtungsbezeugungen ängstlich aus dem Wege zu gehen; daher fand die Würdigung seiner Bedeutung und seiner Grösse erst dann vollen Ausdruck, als sein edles Herz bereits ausgeschlagen hatte.

2. Kritik der dichterischen Thätigkeit.

Schewtschenko ist unstreitig der grösste Repräsentant der kleinrussischen Poesie und speciell der kleinrussischen Volkspoesie. Der ganze Kreis seiner Gedanken und Gefühle steht in völligem Einklange mit den Begriffen und Einrichtungen des Volkslebens. Aus dem Volke ist er hervorgegangen, mit dem Volke lebte er und ist mit demselben durch seine Gesinnung und durch seine Lebensverhältnisse blutsverwandt. Von den sogenannten gebildeten Kreisen der Residenz, in denen er eine Zeit lang lebte, wandte er sich, nachdem die ersten Strahlen der freien Selbsterkenntnis seine Seele durchdrungen hatten, desto inniger mit ganzem Herzen wiederum seiner armen Heimat zu; denn der harte Kampf ums Dasein, den der Dichter von Jugend auf zu bestehen hatte, gab seinem Erkenntnisvermögen das Element der Verneinung alles dessen, was ohne inneren Gehalt und Werth nur laut Tradition existirte. Er belebte die Sagen seiner Heimat, er wiederholte deren Lieder, er malte deren Leben und Natur aus.

Der Ton aber, den Schewtschenko anschlug, war neu und ungewöhnlich. Der bekannte Historiker N. I. Kostomarow, mit

dem der Dichter 1845 in Kiew bekannt wurde, urtheilt über diesen Ton folgendermassen: «Einst las mir Schewtschenko seine ungedruckten Gedichte vor. Schrecken erfasste mich: der Eindruck, den dieselben auf mich machten, erinnerte mich lebhaft an die Schillersche Dichtung «Das verschleierte Bild von Sais». Ich sah, dass die Muse Schewtschenkos den Schleier, mit welchem das Leben des Volkes umhüllt war, auseinanderriss. Und schrecklich und süß, schmerzlich und berauschend war das, was man erblickte!!»

Aus diesem Tone klang es klar hervor, dass der Dichter nicht in seinem Namen sprach, sondern im Namen derer, die ihn gesandt haben; dass er nicht von seinen eigenen Schmerzen und Erwartungen sang, sondern das besang, was in der Seele jener schweigenden Masse vor sich ging, die nach ihrer eigenen Art denkt, des arbeitenden einfachen Volkes, welches nur durch seine Arbeit und bisweilen durch ein gramvolles Lied der Welt seine Existenz in Erinnerung bringt. Das niedere Volk aber ist selten fröhlich, denn selten ist es sorgenfrei. Daraus lässt sich auch das schwermüthige, traurig-düstere Colorit der ganzen Poesie Schewtschenkos erklären, denn er fühlte seine geistige Verwandtschaft mit dem Volke, weil er aus ihm hervorgegangen war und deshalb besser als andere das sah, was andere selbst ganz übersehen, und darüber weinte, was die anderen nicht betrübte. In seinem Vorworte zur Dichtung «Die Hajdamaken» lacht er unverhohlen über die Mehrzahl der zeitgenössischen Schriftsteller, die ihn für seine Sympathie mit den untersten Volksschichten höhnte und rügte. — Man hat Schewtschenko den Vorwurf der Sentimentalität gemacht, und dies vielleicht mit Recht. Jedoch muss Schewtschenko als Volksdichter beurtheilt werden, die Sentimentalität aber ist seit jeher ein charakteristischer Zug des ukrainischen Volkes gewesen. Einer seiner Landsleute nennt ihn den «unsterblichen Kobsar»; dies ist zugleich die beste Charakteristik Schewtschenkos als Dichter. Er ist in Stoff und Ton ein kleinrussischer Volkssänger, nur dass bei ihm alles vertieft und veredelt zu Tage tritt, und deshalb ist er der «Unsterbliche». Wir finden bei ihm alle Elemente des kleinrussischen Volksliedes. Nichts Gekünsteltes findet sich in seiner Poesie: nicht affectirter Weltschmerz, nicht selbstquälerisches fruchtloses Grämen, nicht bittere Verzweiflung. Nein! ein stiller, aber deshalb nicht minder tiefer und herzergreifender Kummer bildet ein stetes Element seiner Gedichte. Man

fühlt ihm diesen Kummer nach, weil derselbe nicht das Resultat geistiger Reflexion ist, sondern weil er direct dem Herzen entströmt.

Schewtschenko ist durchaus ein nationaler kleinrussischer Dichter. Er hat die Unterdrücker der Ukraine hart für die alten Fehler, für das unschuldig vergossene Blut seiner Landsleute gerügt, aber selbst in dieser Beziehung steht er als Dichter hoch da, wenn er z. B., die Rache der Hajdamaken an den Polen beschreibend, bei dem Gedanken anlangt, dass es schrecklich sei, wenn Polen und Russen das Schwert gegen einander zückten, da sie doch alle Nachkommen der alten Slaven und somit Brüder seien; nur die Pfaffen und Jesuiten trügen die Schuld an allem. Hier vertritt schon Schewtschenko die Idee einer slavischen Verbrüderung, einer slavischen Gemeinschaft, die in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts wenig Anklang in Russland fand; damals existirte noch nicht die Idee des Slavophilenthums, welche später durch Leute wie Juri Ssamarin, Constantin Akssakow, Alexei Chomjakow u. a. so nachhaltig vertreten worden ist.

Kein anderer russischer Dichter überhaupt, auch nicht Kolzow, ist so vollkommen volksthümlich wie Schewtschenko. Ich bin mir sehr gut bewusst, dass ich mit diesem Ausspruche gegen das Urtheil vieler russischer Kritiker verstosse. Ein Volksdichter ist in erster Linie derjenige, der in seinen dichterischen Productionen das Volk mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinem Leide und seiner Freude gut wiedergibt, der ausserdem in dessen Ton und Mundart redet. Dies thut Kolzow; in einzelnen Gedichten erfüllt er diese Aufgabe aufs glänzendste, mit Recht strahlt deshalb sein Name als leuchtender Stern am Himmel der russischen Literatur. Kolzow spricht — wie gesagt — im Volkstone; Schewtschenko hingegen spricht so, wie das Volk noch nie gesprochen hatte, wie es aber wol fähig war zu reden; das Volk wartete nur darauf, dass aus seiner Mitte ein Schöpfer hervorginge, der Sprache, Rede und Ton seines Volkes vollkommen beherrsche. Bald wird das ganze Volk ebenso reden, wie dieser sein Schöpfer ihm vorgeredet hat und wird einstimmig sagen: seine Worte sind auch die meinigen. Denn Schewtschenko wahrt in seinen Dichtungen die schlichte Kraft, die originelle Naivetät der Volkssprache; sein tiefer Geist, sein tiefes Gemüth drückte sich nur edler aus als die grosse Masse. Daher hat er auch das hohe Verdienst, seine Volkssprache gehoben und veredelt zu haben. Die Poesie Schewtschenkos ist die unmittelbare Fortsetzung der Volkspoesie, sie ist die legitime Tochter der alten

ukrainischen Poesie; deshalb tauchte sie auch gerade zu der Zeit auf, als die alten Volkslieder in Vergessenheit zu gerathen Gefahr liefen.

Stoff und Inhalt seiner Dichtungen hat Schewtschenko fast ausschliesslich seiner Heimat entlehnt. Er besingt die Natur derselben, seinen Lieblingsbaum, den Massholder, den alten schäumen den Dnjepr in seinen Liedern; oder er besingt die einsame, öde und doch so räthselhaft schöne Steppe mit ihren hohen alten Grabhügeln. Er besingt die alten, rührenden Sitten und Gebräuche, sowie die Sagen der Ukraine, den naturwüchsigen Menschenschlag der Kosaken, die glorreiche Zeit der Saporoger Sjetscha, ihre Helden, deren kühne Raubzüge und Heldenthaten, die hingeschwundene herrliche Selbständigkeit der Ukraine und ihre augenblickliche machtlose Stellung. Schewtschenkos tiefpoetische Natur hat alle Gestalten und Ideen der verflossenen Jahrhunderte seines Volksstammes lebendig aufgenommen und wiedergegeben. Einzelne Dichtungen Schewtschenkos ermangeln freilich der leitenden Grundidee, dafür athmet aber alles eine solche Pracht, solch eine natürliche ungesuchte Gefühlswärme, dass es einen tiefen Eindruck auf die Seele des Lesers ausübt.

Die poetischen Erzeugnisse Schewtschenkos lassen sich am besten dem Inhalte nach eintheilen, und zwar in zwei Kategorien: entweder hat der Dichter den Stoff und Inhalt seiner Dichtungen dem Leben seines Volkes, mit seinem Leide, mit seiner Freude, sowie auch den alten Volkssagen entnommen, oder es haben ihn die glorreichen historischen Erinnerungen der Ukraine zum dichterischen Schaffen angeregt und begeistert.

Schewtschenko besitzt alle Eigenschaften eines vorzüglichen Lyrikers: eine durchaus tiefe Empfindung und in hohem Grade die Fähigkeit, all dem, was für andere Menschen todt und stumm daliegt, die in demselben verborgen ruhende Poesie, die in demselben schlummernde Musik abzulauschen. Durch meisterhafte Aneignung der Eigenheiten der Volkspoesie zeichnen sich besonders seine Stimmungs- oder Gedankenbilder (думи) aus. Schon im ersten dieser Gedichte, welches gleichsam den Prolog zu seiner Gedichtsammlung «Kobsar» bildet, spiegelt sich der ganze Charakter des Dichters ab: die fröhlichen, sprudelnden Motive, die selten in seinen Gedichten vorkommen, vermögen nicht den düsteren Eindruck zu verwischen, den seine Weltanschauung wach ruft. Schewtschenko besingt in der grossen Anzahl seiner kleinen Lieder das

Leben derjenigen Kreise der Ukraine, in denen sich die kunstlose Einfachheit des Lebens und der rege Verkehr mit der Natur erhalten haben. Deshalb hat er auch so vortrefflich die Gedanken und den Ton des kleinrussischen Liedes getroffen, deshalb konnte er auch die Hoffnung aussprechen, dass die Ukraine seine Gedichte wie leibliche Kinder aufnehmen und lieblosen werde. Doch nicht nur in der Ukraine, sondern in ganz Russland, ja sogar schon im Auslande haben seine Lieder ihm Ruhm und Freunde erworben.

Schewtschenko hat ferner eine Anzahl grösserer Dichtungen verfasst, die wir am besten mit dem Ausdrucke «sociale Genrebilder» bezeichnen können. Es sind dies realistische Schilderungen aus dem Leben der Bauern und ihrer Herren, kleine Dorfgeschichten in Versen. Der Stoff zu so manchem mag wol einem alten Volksliede entnommen sein, ist aber vom Dichter jedenfalls veredelt und vertieft worden. Sie scheinen naive, sentimentale Erzählungen zu sein, sind aber dabei durchaus gar nicht so harmlos, denn in den lyrischen Ergüssen, durch die bisweilen der epische Gang der Handlung unterbrochen wird, geißelt der Dichter unbarmherzig die Selbstsucht und Gewissenlosigkeit der Menschen. In ihnen werden die Schicksalsschläge des gewöhnlichen Lebens, die zarten Gefühle der Jungfrauen besungen, vor allem aber wird die Mutterliebe gefeiert. Besonders lebendig und poetisch kommen diese Gefühle in zwei herrlichen Dichtungen zum Durchbruch, nämlich in den Dichtungen «Katharina» und «Naimitschka».

Das Thema der Dichtung «Katharina», die Schewtschenko 1838, wie erwähnt, Shukowski widmete, ist ein alltägliches, vielfach bearbeitetes. Es wird das trostlose, elende Dasein der jungen Mutter Katharina beschrieben, die von ihrem Geliebten, der in den Krieg zog, verlassen und in Folge dessen auch von ihren Eltern verstossen wird. Obdachlos und hilflos wandert sie mit dem kleinen Säugling auf dem Arme aus, um den Geliebten ausfindig zu machen und bei ihm Schutz zu finden. Von dieser Hoffnung getragen, wandert sie lange Zeit, dem Spotte der Menschen sowol, wie auch jeglicher Naturunbill ausgesetzt. Endlich findet sie wirklich den Geliebten, wird aber von ihm anfangs verleugnet, sodann beschimpft und verstossen. Da überlässt auch sie ihr armes hilfloses Kind seinem Schicksal und stürzt sich vom Wahnsinne getrieben in die Fluthen. — Kaum kann es ein einfacheres Thema geben; dafür ist aber die ganze Erzählung so voll Grazie, dafür athmen wir aber eine frische, urwüchsige, natürliche Poesie

ein. Schewtschenko beurkundet in dieser Dichtung so recht seine ungewöhnliche Tiefe menschlichen Mitleids. Das Schicksal der Heldin Katharina ruft in uns vom Beginn der Handlung bis ans Ende ein tiefes Mitgefühl wach. Dabei hat es der Dichter mit seltenem Tacte verstanden, den epischen Gang der Handlung durch tiefergreifende poetische Reflexionen zu unterbrechen. Freilich verathen dieselben eine pessimistische Weltanschauung, aber diese düstere Färbung passt durchaus zum grenzenlosen Elend, das vor unseren Augen vorüber zieht. Wir gestatten uns einige Strophen aus diesem Gedichte in unserer Uebertragung mitzutheilen.

Die Eingangsstrophe lautet :

Fröhnt der Liebe, schöne Mädchen,
 Doch schenkt euer Herz
 Nie dem fremden Krieger Moskaus :
 Denn der treibt nur Scherz.
 Liebeln wird er mit dem Mädchen,
 Tändelnd es verlassen :
 Er wird fort nach Moskau ziehen,
 Sie vor Gram erblassen. . .
 Wenn sie noch allein hinstürbe !
 Sei's . . . doch oft sogar
 Sinkt mit ihr ins Grab die Mutter,
 Jedes Trostes bar.
 Ueber ihren Kummer grübelnd
 Welkt die Seele hin ;
 Und der Menschen Urtheil zeigt nicht
 Theilnahmsvollen Sinn.
 Schwarzgelockte, schöne Mädchen,
 Schenket euer Herz
 Nur nicht fremden Kriegern Moskaus,
 Jene treiben Scherz.

Die Verstossung wird geschildert :

An dem Tische sitzt der Alte,
 Stützt sich auf den Arm,
 Schauet nicht auf Gottes Erde,
 Matt von Gram und Harm.
 Neben ihm da sitzt die Mutter,
 Aufgelöst in Leid ;

Unter Thränen, kaum vernehmbar,
Spricht sie zu der Maid:
«Was ist's mit der Hochzeit, Käthchen?
Wo dein Bräutigam?
Freundinnen? der Brautbewerber?
Niemand, niemand kam.
Wol in Moskau! . . . Geh' zu ihnen,
Wenn du's wagst, doch hin!
Sage nicht des Wegs, dass ich noch
Deine Mutter bin.
Ja! verflucht sei Tag und Stunde,
Da ich dich gebar!
Hätte dich ertränkt früh Morgens,
Wär' mir dieses klar:
Würmer hätten dich, nicht aber
Der Soldat genossen . . .
O du Tochter, du hold Blümlein,
Meinem Schooss entsprossen!
Wie ein Beerlein, wie ein Vöglein
Hab' ich dich gehütet —
Traun, zum Jammer. . . So, o Tochter,
Hast du's mir vergütet!
Suche dir die Schwiegermutter
Jetzt in Moskau bald,
Da du nicht gehorchen wolltest
Deiner Mutter alt.
Suche sie — wenn du sie findest —
Schmiege dich fest an sie;
Sei du glücklich in der Fremde!
Zu uns komme nie!
Kehre niemals zu uns wieder
Aus dem fremden Ort! . . .
Wer wird mir die Augen schliessen,
Bist, mein Kind, du fort?
Wer wird um mich Thränen weinen,
Um mich Kinderlose?
Wer wird mir aufs Grab einst pflanzen
Eine rothe Rose?
O du Tochter, meine Tochter!
Du mein leiblich Kind!

Doch jetzt gehe! Gott beschütze,
 Kind, dich immerdar! —
 Und erschöpft brach sie zusammen
 Aller Sinne bar.
 Und es sprach der Vater: «Geh doch,
 Du armselig Mädchen!»
 Da sank laut aufschluchzend, flehend
 Ihm zu Füßen Käthchen:
 «Du verzeihe mir, mein Vater!
 Deck' den Fehltritt zu!
 Du verzeihe mir, mein Herzblatt,
 Holder Engel du!» —
 «Möge Gott dir einst verzeihen!
 Kämpfe aus den Schmerz.
 Bete — geh dann deiner Wege:
 Leichter wird dein Herz.» —

Und aus den eingeflochtenen Reflexionen:

Glück giebt es auf Erden —
 Wem gereicht's zum Heil?
 Freiheit giebt's auf Erden —
 Wem ward sie zu Theil?
 Auf der Welt giebt es Menschen —
 Sie schimmern in Gold,
 Scheinbar ist das Schicksal
 Masslos ihnen hold —
 Kein Glück! Keine Freiheit!
 Es drückt ja der Gram
 Auch diese, doch Thränen
 Verbietet die Scham.
 Das Gold mögt ihr nehmen,
 Gereich's euch zur Lust,
 Doch mich lasst durch Thränen
 Erleichtern die Brust.
 Es falle mein Unglück
 Den Thränen zum Raub!
 Will treten die Knechtschaft
 Barfuss in den Staub!
 Nur dann bin ich reich,
 Zufrieden vollauf —

Dann athmet mein Herz
Erst frei wieder auf!

Die andere Dichtung «Naimitschka», d. h. «Tagelöhnerin», 1844 verfasst, behandelt ebenfalls eine äusserst einfache und höchst wahrscheinlich nicht einmal erfundene Begebenheit. — Ein junges verstossenes Weib, das nicht im Stande ist sein Kind zu ernähren, setzt dasselbe an der Thür eines ehrwürdigen alten Ehepaares aus, welches dasselbe auch freudig aufnimmt. Nach kurzer Zeit tritt sie selbst bei demselben als Tagelöhnerin in Dienst. Sie erwirbt sich sowol die Liebe der beiden Alten als auch die des Kindes, dem sie jeden freien Augenblick widmet. So vergehen Jahre. Der Knabe wächst heran, wird von den beiden Alten als Sohn adoptirt und heiratet. Sterbend erst theilt die edle Dulderin ihm mit, dass sie seine Mutter sei. — In «Katharina» sowol als in der Dichtung «Naimitschka» wird also die Mutterliebe verherrlicht, aber in ganz verschiedener Weise. Während Katharina Hohn und Spott, jede Erdennoth und jede Drangsal um ihres Kindes willen erträgt in der Hoffnung, es doch noch einmal seinem Vater zu übergeben, jedoch, von diesem verstossen, selbst ihr Kind verlässt, erduldet die Heldin der letzteren Dichtung, die edle Hanna, jedwede Demüthigung in grossmüthiger Selbstverleugnung, um nur in der beseligenden Nähe ihres Kindes verweilen zu können. Die überaus einfache Fabel der Dichtung erhält eine besondere Pracht durch die äusserst schlichte Schilderung; das Naive und Rührende ist vom Dichter in das Thema selbst hineingelegt. Wir erstaunen über die treue Schilderung des Volkslebens, über die Bekanntschaft des Dichters mit dem Volksgeiste. Wir treffen in dieser Erzählung jenen ruhigen, leidenschaftslosen, ja fast gleichgiltigen Erzählungston an, der allen Volksepen eigen zu sein pflegt. Treffend äussert sich der bekannte russische Kritiker Dobroljubow über die Dichtung «Naimitschka»: «Alles geht so glatt und ruhig von statten, wie wenn die ergebene und ruhige Ergebenheit dieser Mutter auf die Seele des Dichters übergegangen wäre.»

Die Volkssagen, deren die Ukraine so viele besitzt, haben Schewtschenko auch zu mehreren Dichtungen, die man füglich «kleinrussische Balladen» nennen kann, begeistert. Aus der Zahl dieser sind hauptsächlich zwei hier namhaft zu machen, nämlich: «Die Pappel» (Тополя), 1844, und «Die Ertränkte» (Утоплена), 1847 verfasst. Neid, Habsucht und sittlich zerrüttete Verhältnisse, denen unschuldige junge Wesen zum Opfer fallen, bilden den

düsteren Hintergrund derselben. Die Sagen, die den Stoff zu diesen Balladen geliefert haben, werden vom Dichter mit so ungekünsteltem Gefühle, in so poetisch gedankenreicher Form dem Leser ans Herz gelegt, dass wir dieselben eher für freie Producte seines dichterischen Genies, als für Verarbeitungen fremder Stoffe zu halten gewillt sind.

Als Prolog zu denjenigen Dichtungen, deren Stoff der kleinrussischen Geschichte entnommen ist, dient die poetische Epistel Schewtschenkos an seinen Landsmann und Dichter Kwitka («До Основьяненка» betitelt), in welcher er denselben als schon bekannten Dichter bittet, die glorreiche historische Vergangenheit des ukrainer Volkes zu besingen. Im Gedichte «Iwan Pidkowa» (Name eines hervorragenden Kosakenführers) tritt Schewtschenko schon selbst als Sänger der alten ruhmvollen Zeiten seiner Heimat auf. Die schwungvolle historische Ballade «Tarasowa Nitsch» (Tarasowsche Nacht) schildert uns das furchtbare Blutbad, welches der Hetmann Taras Trjasilo unter den Polen 1630 an der Alta anrichtete. In diesem Gedichte hat der Dichter die Parallele zwischen dem markigen Geschlechte der Vergangenheit und dem verweichlichten der Gegenwart äusserst kunstvoll durchgeführt. Die dritte historische Ballade «Gamalija» hat die kühne Seefahrt des Ataman Gamalija nach Byzanz zum Thema. Der Kosakenataman unternimmt diese Fahrt, um seine in der türkischen Gefangenschaft schmachtenden Kosaken zu befreien. Es wird somit die Treue der Kosaken, sowie ihre Kühnheit und Entschlossenheit zur See besungen. Alle drei Balladen entstanden im Anfange der vierziger Jahre. Im Jahre 1841 war aber schon das grosse historische Poëm Schewtschenkos «Die Hajdamaken» erschienen.

«Die Hajdamaken» ist die umfassendste und werthvollste Dichtung Schewtschenkos. In derselben offenbart er seine Begabung als epischer Dichter am gewaltigsten. Was die künstlerische Form anbetrifft, so wird vielleicht diese Dichtung von anderen, wie hauptsächlich «Katharina», übertroffen, aber sie steht erhaben da über alle anderen ihrem Inhalte nach. Das Epos behandelt den Kosakenaufstand unter Gonta 1768 und 1769, bald nach der bekannten Conföderation von Bar, das letzte blut- und flammenrothe Aufflackern des kleinrussischen Volksgeistes gegen die Unterdrücker der Ukraine, die Polen und Juden. Die Kleinrussen hatten stumm geduldet, bis die gewaltsame Katholisirung sie schliesslich zur Verzweiflung trieb. Die griechisch-orthodoxen Priester waren vertrieben worden, ihre Kirchen geschlossen und die Schlüssel zu den-

selben von den Polen gegen hohen Pachtzins an Juden übergeben worden. Wollten die russischen Bauern in ihrer eigenen Kirche beten, so mussten sie für theures Geld den Schlüssel vom Juden auf einige Stunden miethen. Da stachelte die russische Geistlichkeit selbst das Volk zur Verteidigung des Glaubens und des Vaterlandes auf. Sie selbst weihte die zur Rache an den Unterdrückern bestimmten Dolche und Schwerter. Die Saporoger Kosaken stellten sich an die Spitze der Bewegung, aus den Wäldern und Steppen brachen aber unzählige Scharen von Hajdamaken (nicht registrirte Kosaken) hervor, die sich ihnen anschlossen. Es brach ein Aufstand in Kleinrussland aus, der an Grausamkeit und Rohheit wol seinesgleichen in der Weltgeschichte sucht. Dieser blutige Racheact der Kosaken bildet den gewaltigen Hintergrund der Dichtung, von dem sich das Schicksal eines Liebespaares — Jarema und Oksana — plastisch abhebt. Was sich vielleicht mit Recht gegen dieses Epos einwenden liesse, die Häufung des Grässlichen, wurzelt somit im Stoffe selbst.

Das Epos «Die Hajdamaken» zerfällt in zehn Gesänge. Nach einer kurzen historischen Einführung schildert uns der Dichter im ersten Gesange das harte Loos des Kosaken Jarema, der Knecht bei einem jüdischen Schenkwrith ist; zugleich erfahren wir von seiner Liebe zur schönen Oksana, der Tochter des Ktitors (Kirchenvorstehers) zu Wilschana. Der nächste Gesang führt uns das freche, sittenlose Treiben der polnischen Conföderaten vor Augen. Ueberaus schön ist der dritte Gesang. Er beginnt mit einer Liebesscene zwischen Oksana und Jarema, die selten zart und poetisch gehalten ist und schliesst dramatisch mit der Ermordung des Ktitors und der Entführung der Oksana durch die Conföderaten. Der vierte Gesang versetzt uns ins Kosakenlager zu Tschigirin. Die Macht des kriegerischen Kosakenthums, die erwartungsvolle, gespannte Stimmung, die wie Schwüle vor dem Gewitter auf den Gemüthern der Kosaken lagert, die verschiedenen zur Rache anspornenden Lieder des blinden Kobsars, die mannigfachen Lager-scenen, alles ist vortrefflich geschildert und zeugt für die hohe dichterische Gabe Schewtschenkos, sich vollkommen in den Geist und in die Stimmung der geschilderten Epoche hineinzuversetzen. Der Gesang schliesst mit der markigen Rede des Priesters, der die versammelten Kosaken zur Rache anfeuert und ihre Schwerter zum heiligen Werke weiht. In den nun folgenden drei Gesängen wird die schauerhafte Rache der Kosaken; der Vernichtungskampf mit Feuer

und Schwert gegen Polen und Juden geschildert. An der Spitze steht der Kosakenhauptmann Gonta und der Ataman Shalisnjak. Die Kraft des Polenhasses der Kosaken bekundet der Dichter in der Person des Kosaken Jarema, der bei der Nachricht, dass seine Braut Oksana von den Polen entführt worden sei, ausruft: «Warum konnte ich nicht gestern sterben! Ich hätte Ruhe! Doch sterbe ich auch heute, so werde ich aus dem Grabe auferstehen, um die Polen zu quälen!» Der achte Gesang hat das blutige Banket zu Lissjanka (im Kiewschen) zum Inhalt, die Zerstörung dieser Festung und die Befreiung Oksanas durch Jarema. Der folgende Gesang versetzt uns ins friedliche Kloster Lebedyn und schliesst mit der Vermählung Jaremas mit Oksana. Der zehnte und letzte Gesang beschreibt uns die schrecklichen Racheszenen der Hajdamaken in der reichen polnischen Stadt Uman. Der Dichter schrickt nicht vor der Schilderung des grässlichen Mordes, den der Hajdamakenheld Gonta an seinen leiblichen Kindern vollzieht, zurück, eben so wenig vor der Schilderung der von den Hajdamaken verübten Greuelthaten bei der Zerstörung der Jesuitenschule. Der Gesang schliesst mit der tief ergreifenden und versöhnend auf uns wirkenden Beschreibung, wie Gonta, von Reue und Gewissensbissen gequält, heimlich seine Kinder bestattet. — Der Epilog zu dieser herrlichen Dichtung beginnt mit jenen selten tief empfundenen, rührenden Versen, in denen Schewtschenko sein Leben im elterlichen Hause schildert. Zum Schlusse des Epilogs spricht Schewtschenko seine Ansicht über die Vergangenheit der Ukraine aus. In der That stimmen diese 32 Zeilen die Seele des Lesers traurig, denn es liegt im Menschen nun einmal eine Liebe und Neigung zur alten Zeit, und dieses Mitgefühl mit der Vergangenheit tritt bei Schewtschenko unwillkürlich dann zum Vorschein, wenn das Gefühl in ihm die Oberhand gewinnt, bis zuletzt der klare Verstand wieder in seine Rechte tritt.

Wie in allen seinen epischen Dichtungen, so unterbricht Schewtschenko auch im Epos «Die Hajdamaken» den Gang der Handlung bisweilen durch lyrische Reflexionen, wobei er fast immer von den vier- oder dreifüssigen Trochäen auf schwungvolle Daktylen oder Anapäste übergeht. An solchen Stellen bewundern wir den klaren Blick des Dichters über die Menschenverhältnisse, desgleichen die Tiefe seiner Gedanken, und trotz des wilden, unbändigen Stoffes staunen wir häufig über die Zartheit seines Mitgefühls, die aus allem, was er sagt, hervorleuchtet. Im allgemeinen hat jedoch Schewtschenko den epischen Ton vorzüglich eingehalten.

Die Handlung vollzieht sich ruhig, aber ohne Stocken. Die gewaltige Handlung und die Farbenpracht der Schilderung, die Bewegung und die Kraft der Darstellung, die dieser Dichtung eigen sind, rufen in uns eine ehrfurchtsvolle, erhabene Stimmung hervor. Treffend ist in dieser Beziehung das Urtheil des bekannten Schriftstellers C. E. Franzos¹ über «Die Hajdamaken»: «Mit ehernem Schritt wandelt das Geschick durch die Dichtung, wir sehen zu, wie die Unterdrückung den Hass gebärt, der Hass die Rache, wir sehen, wie das Gefühl der Rache die Unterdrückten selbst zu Unmenschen macht, und nun kommt wieder die Vergeltung, die noch massloser ist als der Frevel. «Achtet die Menschenwürde! Das grösste Verbrechen ist, wenn ein Volk das andere knechtet!» Das ist die Lehre, welche diese gewaltige Dichtung predigt.»

Ausser den erwähnten Dichtungen hat Schewtschenko noch ein Drama «Nasar Stodolja» verfasst. Dasselbe ist eine seiner schwächeren Leistungen und kann hier füglich, zumal dasselbe Fragment geblieben ist, mit kurzer Erwähnung übergangen werden. Dasselbe lässt sich von den zehn Psalmen Davids sagen, die Schewtschenko ins Kleinrussische übersetzt hat; einige derselben sind bereits früher von Dershawin bedeutend besser behandelt worden. Das religiöse Element aber tritt in den Dichtungen Schewtschenkos überhaupt in den Vordergrund. Mit den Hajdamaken z. B. fühlt der Dichter nicht aus dem Grunde mit, weil sie blutige Rache an Juden und Polen nehmen, sondern weil sie als Vertreter des nationalen Glaubens auftreten. Doch nicht nur dann tritt sein religiöses Gemüth zu Tage, wenn er das Leben seines Volkes wiedergibt, sondern auch, wenn er rein subjectiv die Gedanken und Gefühle seiner Seele ausdrückt.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über Schewtschenko als Maler. Auch als Künstler hat er sich einen guten Namen erworben, obschon er selbst zugiebt, dass er mehr zum Dichter als zum Maler geschaffen sei. Wie in seinen Dichtungen, so bekundet Schewtschenko auch hier seine Liebe zur Heimat; man nehme nur sein Hauptwerk «Die malerische Ukraine», ein Album der schönsten ukrainischen Landschaften und Ansichten, zur Hand. Aus der Menge seiner übrigen künstlerischen Leistungen wäre hauptsächlich sein Gemälde «Der verlorene Sohn» hervorzuheben.

¹ Carl Emil Franzos: «Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus Halb-Asien.» Band I (1878): «Die Kleinrussen und ihr Sänger.»

Taras Grigorjewitsch Schewtschenko ist nicht nur ein kleinrussischer, sondern überhaupt ein russischer Dichter im weiteren Sinne, denn er war der Verkündiger der Volksgedanken, der Repräsentant des Volkswillens, der Interpret des Volksgefühls. Wol hat er klar und deutlich das Hereinbrechen einer neuen Aera für das russische Volk geahnt und gefühlt, allein ein hartes Geschick gönnte es ihm nicht, jenen Tag zu erleben, an dem öffentlich der Leibeigenschaft der Todesstoss versetzt wurde, jenen Tag, welcher der grösste Feiertag, der grösste Freudentag in seinem Märtyrerleben gewesen wäre, jenen Tag, an dem der Grundstein zur Verwirklichung derjenigen Ideen gelegt wurde, die die Seele seiner Poesie waren. Am 19. Febr. 1861 unterzeichnete Kaiser Alexander II., gesegneten Angedenkens, das historische Manifest über die Aufhebung der Leibeigenschaft und am 5. März desselben Jahres wurde selbiges promulgirt. Als an diesem Tage das gesammte russische Volk im Taumel der Freiheitsfreude jauchzte und jubelte, hatte genau eine Woche früher einer seiner grössten Freiheitskämpfer, Taras Grigorjewitsch Schewtschenko, bereits den letzten Kampf ausgekämpft und war zur ewigen Freiheit eingegangen!

Woldemar Fischer.





Eine Universität auf tatarischem Boden.

(Изъ первыхъ лѣтъ Казанскаго Университета 1805—1819. Разказы по архивнымъ документамъ Н. Булиця. Часть первая. Казань, 1887.)

An officiellen Rechenschaftsberichten über das russische Universitätsleben mangelt es nicht, auch auf die Geschichte der Hochschulen dieses Kaiserthums ist die Aufmerksamkeit des lesenden Publicums gelenkt worden, seitdem Graf Tolstoi sein interessantes Buch über die älteste russische Universität und die Entstehungsgeschichte der petersburger Akademie der Wissenschaften veröffentlichte, welches bald darauf in der deutschen Uebersetzung P. von Kügelgens erschien. Einzig in seiner Art dürfte dennoch das unlängst in russischer Sprache erschienene Werk von N. Bulitsch «Aus den ersten Jahren der Universität Kasan» dastehen, welches Erzählungen enthält, die nicht nur officiellen, archivarischen Documenten entnommen sind, sondern auch auf persönlichen Erinnerungen beruhen und den historischen Werth urkundlich bewiesener Ereignisse mit dem Reize des Selbsterlebten, Selbsterlittenen verbinden. Denn Herr Bulitsch gehört als früherer Student, dann Professor und Rector der Universität Kasan seit einer langen Reihe von Jahren an und hat in seiner Jugend vielfache Berührung mit denjenigen Personen gehabt, welche Augenzeugen der Ereignisse waren, die die Entstehung dieser östlichsten russischen *alma mater* auf tatarischem Boden begleiteten. Der bis jetzt erschienene erste Band behandelt das ganz besonders charakteristische und interessante erste Jahrzehnt, die Entstehungs-

geschichte der Universität Kasan; wir können dem betagten Autor nur wünschen, dass es ihm vergönnt sei, sein Werk bis zu unserer Zeit fortzuführen. Auch für den deutschen Leser dürfte eine nähere Bekanntschaft mit dem vorliegenden Buch nicht ohne Interesse sein; wir schliessen uns in den folgenden Zeilen wesentlich der Besprechung an, welche der bekannte russische Literarhistoriker Pypin im «Westnik Jewropy» dieser Entstehungsgeschichte der östlichsten Universität zu Theil werden lässt.

Bis zu Peter dem Grossen gab es bekanntlich in Russland in den geistlichen Schulen (Akademien) zu Kiew und Moskau schon Lehranstalten national-kirchlichen Gepräges, in denen Priester, grösstentheils kleinrussischer Herkunft, den Lernenden eine Art höherer Bildung beizubringen beflissen waren, welche sich auf die Bekanntschaft mit dem Kirchenslavonischen, dem Griechischen und Lateinischen beschränkte. Diese Schulen trugen im ganzen nur sehr wenig dazu bei, den geistigen Verkehr zwischen Ost- und Westeuropa anzuregen und dem moskowitzischen Zarthum den Zugang zu europäischer Cultur und Civilisation zu eröffnen. Einen ganz anderen Charakter hatten die von Peter I. und seinen Nachfolgern gegründeten Lehranstalten; diese fussten nicht auf den Traditionen des byzantinischen Kirchenthums, die Lehrgegenstände, die neu vorgetragenen Wissenschaften kamen eben so gut aus dem Westen, wie die Lehrer selbst, die nur in den seltensten Fällen der russischen Sprache mächtig waren. Der Schulbesuch erfolgte zwangsmässig, Schüler und Lehrer wurden zu- und abcommandirt — da konnten die mühselig errungenen Resultate natürlich nur ganz ungenügende sein. Die Wissenschaft hatte noch keine Pflegestätte in Russland und die erste akademische Universität nahm ein klägliches Ende (s. «Balt. Monatsschrift» 1887 im Januarhefte meinen Aufsatz über die erste russische Universität).

Auch späterhin blieb der Lehrer, der Professor — der Gelehrte überhaupt, ein ausserhalb des nationalen Lebens stehender Sonderling, der in der officiellen Titulatur als «Beamter für Sprachenkunde» erwähnt werden konnte und welcher von seinen Vorgesetzten stets nur als «Tschinownik» behandelt wurde. Wenn eine derartige Anschauungsweise selbst in unserer Zeit noch vorkommt, so bestand dieselbe unter der Regierung Kaiser Alexanders I. noch zu voller Kraft. Als dieser Monarch in der ersten Hälfte seiner Regierung, der aufklärenden Richtung des 18. Jahrhunderts

treu bleibend, die Gründung von Mittel- und Hochschulen ins Werk setzte, trat die an die asiatische Grenze verpflanzte Wissenschaft sogleich in den schärfsten Gegensatz zu den halbbarbarischen Gebräuchen, der sittlichen Rohheit des provinziellen Lebens, und es lässt sich behaupten, dass auch jetzt noch die russischen Universitäten in keiner regen Wechselwirkung, in keinem organischen Zusammenhang mit der russischen Gesellschaft stehen, aus deren Initiative sie ja auch bekanntlich nicht hervorgegangen sind, da sie einzig und allein durch den Willen des Monarchen ins Leben gerufen wurden.

Die Entstehung der Universität Kasan hatte dabei mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen. Moskau und Kiew hatten in dieser Beziehung doch schon einige historische Traditionen aufzuweisen (wie z. B. die oben erwähnten geistlichen Seminarien und Akademien); von der Universität Kasan bemerkt jedoch Herr Bulitsch mit Recht, «dass sie von keinerlei historischen Reminiscenzen umgeben war, ausser von Erinnerungen an die Herrschaft der Tataren, welche in ihrer Entwicklung seit den Zeiten des Dschingischan und Tochtamysch nur wenig Fortschritte gemacht haben (? d. Red). An einem Fluss gelegen, der die Grenze zwischen Europa und Asien bildet, fern von den russischen Residenzen, bei höchst traurigen klimatischen Verhältnissen trugen diese Vorbedingungen der neuen Hochschule keine günstigen Vorzeichen entgegen. Tiefste Unwissenheit, traurige Entsittlichung, grösste Willkür, die durch die Entfernung nur noch gesteigert wurde — umgab sie von allen Seiten.» Zu diesen äusseren Hindernissen traten noch innere, von den Leitern des russischen Schulwesens ausgehende, welche die definitive Organisation der Universität Kasan aufhielten, so dass sie zwar im Jahre 1805 gegründet, aber erst im Jahre 1814 eröffnet werden konnte.

Kaiser Alexander I. verstand es, bald nach seiner Thronbesteigung eine Anzahl von Persönlichkeiten um sich zu gruppieren, die ganz dazu geeignet schienen, der liberalen, bildungsfreundlichen Richtung seiner Regierung ihren Beistand zu leihen und im Ministerium der Volksaufklärung seinen Absichten zu einer praktischen Verwirklichung zu verhelfen. Unter den Curatoren der neuen Universitäten (Dorpat, Kiew, Wilna, Charkow und Kasan) finden wir einige Männer von wahrhafter Bildung und edlem Streben, unter denen wir nur an Nowossilzow, Fürst Czartoryski, Graf Potocki und den bekannten deutschen Schriftsteller General v. Klinger

zu erinnern brauchen. Zu diesen lässt sich auch Rumowski rechnen, welcher zum Curator des Lehrbezirks und der Universität Kasan ernannt wurde. Geboren in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts († 1810), war Rumowski ein gelehrter Akademiker, Astronom und Klassiker, aber ein Greis von über siebenzig Jahren, dem es natürlich an der nothwendigen Energie fehlte, um die schwierige und verwickelte Angelegenheit der Organisation einer Universität, noch dazu an der entlegenen asiatischen Grenze, durchzuführen, um so mehr, da der neue Curator (nach der Sitte jener Zeit) in Petersburg wohnen blieb, «um in beständigen, directen Beziehungen zu dem Centrum der Regierung zu verbleiben». So musste sich also der Curator gänzlich auf Mittheilungen derjenigen Person verlassen, welche ihn im Lehrbezirk vertrat und, nach dem russischen Sprichwort «Gott ist gross und der Zar ist weit», leicht genug ganz willkürlich verfuhr. Ferner lässt sich annehmen, dass trotz seiner wissenschaftlichen Bedeutung der neue Curator Rumowski ein Mann des *ancien régime* geblieben war und keineswegs mit den liberalen Plänen der Regierung Alexanders I. vollständig sympathisirte, insbesondere der beabsichtigten Selbstverwaltung der Universitäten feindlich gegenüber stand.

Der bevollmächtigte Stellvertreter Rumowskis in Kasan entsprach dem Geschmack seines Vorgesetzten: er war ein Bureaukrat vom reinsten Wasser, ein eifriger «Tschinownik» mit allen Fehlern und Vorzügen eines solchen und hiess Ilja Feodorowitsch Jakowkin. Als Sohn eines Dorfpriesters 1764 im Gouvernement Perm geboren, hatte derselbe den Cursus im geistlichen Seminar zu Wjatka beendet, kurze Zeit hindurch als Lehrer gewirkt, um 1783 die petersburger «pädagogische Abtheilung für Volksschullehrer» als Lehrer «höherer Art» durchmachen zu können. In der Residenz hatte er eine Anstellung gefunden und in allen möglichen Gegenständen unterrichtet, die russische, französische, deutsche und lateinische Sprache, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften nicht nur gelehrt, sondern auch Lehrbücher dieser Disciplinen veröffentlicht, welche nur Compilationen oder Uebersetzungen waren. Als Lehrer an das Gymnasium zu Kasan versetzt, hatte Jakowkin hier schnell seine Laufbahn gefunden und war zum Inspector, bald darauf zum Director dieser Anstalt ernannt worden. Die neue Universität stand bei ihrer Gründung in einer höchst eigenthümlichen Verbindung mit dem Gymnasium von Kasan, sie wurde so zu sagen auf das Gymnasium gepfropft. Im Februar 1805 erschien

Rumowski besuchsweise in Kasan, berief eine Versammlung, in welcher Jakowkin zum Professor, vier Lehrer des Gymnasiums zu «Adjuncten für verschiedene Wissenschaften» ernannt wurden; dann wurden einige Gymnasiasten aufgerufen und zu Studenten proclamirt, denen der Curator eine Rede über ihre Pflichten und Rechte hielt. Hiermit galt die Universität Kasan für eröffnet!

Dergleichen äusserliche Schaustellungen und Versammlungen von rein decorativer Bedeutung scheinen überhaupt von Jakowkin geliebt worden zu sein; denn ein halbes Jahr später, am 9. Juli 1805, fand wiederum eine solche öffentliche Sitzung statt, zu der eine Menge Ehrengäste geladen waren und wo es an Musik, Declamation, Reden und passender Bewirthung nicht fehlte, bis zum Schluss die Vertheilung der Degen an die neuen Studenten den Höhepunkt des «Actus» bildete. Die meisten der letzteren wurden auf Kosten der Krone erhalten, ihrer waren in diesem ersten Universitätsjahre etwa 40 Mann.

Ungeachtet aller dieser Aeusserlichkeiten verdiente die neu gegründete Universität kaum den Namen einer solchen und glich nicht im mindesten ihren Vorbildern im Westen. Es fehlte an Professoren, und von Facultäten konnte keine Rede sein, den Vorträgen mangelte jegliche Einheit, jede systematische Ordnung, und jeder Lehrer las über Dinge, die ihn gerade interessirten; so gab es z. B. Collegia für die russische, für die alten und orientalischen Sprachen, Physik, Mathematik, «Naturgeschichte» und einzelne «Stücke» aus der Medicin. Dank der unseligen Verbindung mit dem Gymnasium wurden die Vorlesungen in der Universität als Ergänzungsfächer für den Unterricht in demselben angesehen und nicht als organisches Ganzes betrachtet. Das Conseil, welches diese akademische Misgeburt verwalten sollte, trug einen äusserst unbestimmten Charakter und stand gänzlich unter dem Commando des Vorsitzenden, des Gymnasialdirectors und Professors der Geographie, Geschichte und «Statistik» Russlands, Jakowkin, der allein des vollen Vertrauens seines Chefs, des Curators, genoss. Als allmählich mehr und mehr Professoren aus Deutschland und Moskau eintrafen, wollten diese das Conseil als eine Versammlung von gleichberechtigten Stimmen ansehen, Jakowkin und seine Creaturen liessen das jedoch nicht zu, und der Director fühlte sich als alleiniger «Chef und Wirth» der Universität, der keinen Widerspruch duldete. So entstanden natürlich von Anbeginn der Existenz dieser Hochschule an die heftigsten Reibungen. Die «Deutschen»

wollten sich dem Universitätspascha nicht unterordnen, und der Curator fand es bequemer, wenn ein ihm bekannter, energischer Leiter die ganze Sache in der Hand behielt, als wenn eine vielköpfige Selbstverwaltung ihr Wesen trieb.

Ueber Jakowkin und sein Regiment enthält sich Herr Bulitsch jeder persönlichen Kritik und schildert mit voller Objectivität die Licht- und Schattenseiten seines Charakters. So erscheint uns Jakowkin einerseits nach den Erinnerungen seiner Schüler und Zöglinge im günstigsten Licht, während andererseits seine Collegen und Untergebenen ihn mit ihrem Hass verfolgten. «Die Macht, die Willkür Jakowkins,» heisst es, «standen in directer Beziehung zu dem unbeschränkten Vertrauen, welches ihm der Curator schenkte. Sein Verstand, seine Gewandtheit, seine genaue Kenntniss des menschlichen Herzens sind, nach authentischen Zeugnissen jener Zeit, erstaunlich. Umgeben von seinen Creaturen, die er von der Schulbank an stets geleitet hatte, die ihm ihre Stellung dankten und in vollster Abhängigkeit von ihm standen, oder von Ausländern, die weder mit der Sprache, noch mit den Lebensbedingungen ihrer neuen Heimat bekannt waren, schien der Director alle seine Dienstgenossen um eines Hauptes Länge zu überragen. Derartige Persönlichkeiten finden sich oft genug in dem Schulwesen der Provinz, sie verstehen es vortrefflich, sich bei der fernen Obrigkeit einzuschmeicheln und, dank der abhängigen Lage und des nothgedrungenen Schweigens ihrer Untergebenen, ihrer despotischen Neigung, ihrer unbeschränkten willkürlichen Herrschaft die Zügel schiessen zu lassen.»

Ein sympathischer Zug im Charakter Jakowkins sind jedenfalls die freundschaftlichen, milden Beziehungen zu der lernenden Jugend, wengleich dieselben vielleicht auf einer gewissen Berechnung beruhten. Ferner war er ein energischer, scharfsichtiger Administrator und unbeschränkter Beherrscher des Gymnäsiums und hegte den Wunsch, in der Universität dieselbe Rolle zu spielen. Dieser letztere Umstand ist es aber gerade, der uns seine Thätigkeit so unsympathisch erscheinen lässt. Seinen Universitätscollegen gegenüber ein unsinniger Despot, dem Curator gegenüber ein demüthiger Speichellecker und gehorsamer Diener, verstand es Jakowkin vortrefflich, durch beständige Berichte und Denunciationen seinen greisen Chef gegen die «Deutschen» aufzuhetzen. Diese nennt er Leute von «frecher Gemüthsart, die auf die Vernichtung jeglicher Obrigkeit bedacht sind» — und der bald 80jährige Curator

glaubte diesen Anklagen ebenso wie den Versicherungen Jakowkins, dass seine unermüdliche Arbeit, sein Diensteifer dem «herzenskundigen Richter», d. h. dem Curator, für die Wahrheit seiner Berichte bürgen müssten.

Diese Streitigkeiten unter den Professoren nahmen denn schliesslich das Ende, welches sich voraussehen liess, nämlich einige der neu angestellten Lehrer der Universität verliessen Kasan, zwei von ihnen waren Russen, der dritte ein Deutscher, während die übrig gebliebenen Professoren jeder Theilnahme an den Angelegenheiten der Universität entsagten. Jakowkin triumphirte. Die neu eintreffenden Professoren Braun, Frehn und Bartels nahmen sich das Schicksal ihrer Vorgänger zu Herzen und wagten es nicht mehr zu opponiren und auf Rechte zu fussen, welche obrigkeitlich nicht anerkannt wurden. Als Männer der Wissenschaft suchten sie in dieser ihren Trost, und «der intelligente Kreis der deutschen Professoren überragte in geistiger und moralischer Beziehung bei weitem den ihrer russischen Collegen» (s. Bulitsch p. 393 ff.). Der zweite Curator der Universität Kasan, Ssaltykow, schrieb bei Gelegenheit eines Besuches in seinem Lehrbezirk an den Grafen Rasumowski: «Leider muss ich zugeben, dass die deutschen Professoren die unsrigen in Bezug auf ihre Kenntnisse und Moralität übertreffen, und dieser Vorzug ist es, der den Grund zu den Streitigkeiten der beiden Parteien bildet.» Diesen intelligenten Kreis überschwemmte nun Jakowkin mit einem Meere schmutziger Verleumdungen und Anklagen, so dass Ssaltykow Jakowkin als den «Urheber dieser traurigen Vorgänge, dieser äusserst unangenehmen Lage in den Angelegenheiten der Universität» bezeichnet.

Ein vortreffliches Mittel, die deutschen Professoren ins Bockshorn zu jagen und ihnen jegliche Lust zu Oppositionen zu benehmen, fand Jakowkin in dem beständigen Hinweis auf die früher erlassenen Ukase, Vorschriften, Reglements und Gesetze, die damals noch nicht geordnet und gesammelt waren und welche den aus Deutschland berufenen Professoren natürlich ganz unzugänglich blieben.

Als Administrator lässt Herr Bulitsch dem Despoten Jakowkin volle Gerechtigkeit widerfahren; dieser war bemüht, den Ankauf und Umbau von Gebäuden für die Universität zu erwirken, doch bleibt es zweifelhaft, ob nicht bei diesen Neubauten, Remonten und Verbesserungen Jakowkin auch auf das Interesse seiner eigenen Tasche bedacht war. Jedenfalls sammelte er die Brosamen auf,

die von dem Kronstische fielen, und konnte ihm gelegentlich eines ihm verliehenen Ordens folgendes Verslein zu Ohren kommen, das einen seiner Collegen zum Autor hatte :

«Lieber Heiland Jĕsus Christ,
Der du des Diebes Retter bist,
Als er am Kreuze hing :
Beweise deine Liebe,
Bewahr' das Kreuz dem Diebe,
Das heute er empfang.»

Auf die «Rechnungsfehler», welche selbst der Curator Rumowski seinem Schützling Jakowkin nachweisen konnte, brauchen wir nicht näher einzugehen, da mit dem Obengesagten der Charakter des Letzteren genügend angedeutet ist. Von mehr Interesse ist die Beantwortung der Frage: Woher kamen die Professoren für die neue Universität auf tatarischem Boden ?

Hier wiederholte sich dieselbe Erscheinung, wie bei der Gründung der petersburger Akademie der Wissenschaften und an den russischen Universitäten überhaupt, eine Erscheinung, die sich bis in die Mitte unseres Jahrhunderts zu wiederholen pflegt: eine ganze Reihe ausländischer Gelehrter wurde verschrieben und die Namen derselben haben bis heute einen guten Klang, während die der russischen Professoren für die Wissenschaft werthlos blieben. So hatte der Curator Rumowski berufen: Zeplin für das Katheder der Weltgeschichte, Herrmann für die lateinische, Storl für die griechische Sprache, Bünnemann (Бюнеманъ) für die Rechtswissenschaft, Fuchs für die Naturgeschichte, Braun für die «Medicin», Frehn für orientalische Sprachen, Bartels für Mathematik, endlich den später berühmt gewordenen Littrow für Astronomie. Begreiflicherweise konnten sich diese Männer in Kasan nicht glücklich fühlen und lässt es sich nur durch die Schwierigkeit einer Rückreise auf eigene Kosten, wie durch die traurige politische Lage ihrer Heimat, Deutschlands, zur Zeit des napoleonischen Joches erklären, dass sie auf dem tatarischen Boden ausharrten, nachdem sie mit den tragikomischen Verhältnissen an der neuen Universität bekannt geworden waren.

Dennoch scheinen einzelne jener deutschen Professoren sich schliesslich in Kasan recht wohl acclimatisirt zu haben, so war z. B. Fuchs, Naturhistoriker und Arzt, dabei ein ungewöhnlich wissbegieriger und vielseitiger Mann, späterhin eine äusserst populäre Persönlichkeit in der Stadt. Andere, wie Bartels, Frehn und Littrow,

erwarben sich in der gelehrten Welt einen geachteten Namen und müssen bei ihrem wahrhaft wissenschaftlichen, ernsten Streben Jakowkin und seine Creaturen gründlich verachtet haben, da dieser sie als seine Feinde ansah und dem Curator von ihren «höllischen Plänen» und der «Hydra des Ungehorsams» zu berichten musste. So hielt sich dieser Kreis der intelligenten Deutschen eng zu einander, führte ein ganz gesondertes Leben und ertrug die polizeilichen und anderen Massregelungen mit Geduld. Im Jahre 1806 wurde z. B. ein Verzeichnis aller Ausländer aufgenommen, um diejenigen ausfindig zu machen, welche aus Ländern stammten, die von Frankreich abhängig waren: dies gab eine vorzügliche Veranlassung, die ausländischen Professoren zu chicaniren. Herr Bulitsch reproducirt eine Klageschrift in lateinischer Sprache, welche Professor Storl der Universitätsobrigkeit über das grobe und rohe Gebahren eines Polizeibeamten einreichte. Wir können es uns nicht versagen, einige Sätze aus diesem curiosen Schriftstück hier wiederzugeben: *«Anno 1807 die 15 Januarii copiae equestres (Kosaken?) a finitimis Asiae provinciis venientes et ad exercitum proficiscentes Casanam intrarunt. Manus horum militum, a quodam officiali polittiae (Quartallofficier?) ducti, in domicilium meum, ut noctem scilicet ibi transigerent, irruerunt.* Auf die Erklärung Storls, dass er als Professor vor derartigen Ueberraschungen gesichert zu sein glaube, *officialis verba addidit: «et si Diabolus hic habitaret loci, ego Dominus atque Herus, ego volo et jubeo, hosce milites hic . . . et noctem hic transigere.» &c. &c.*

Die meisten Professoren beherrschten die lateinische Sprache, in welcher auch viele Collegia gelesen wurden, ebenso sind die Protokolle der Conseilssitzungen und die Briefe der Professoren an den Curator in dieser Sprache abgefasst, wenn nicht für die letztere Correspondenz das Französische gebraucht wird. Wie es aber mit den Kenntnissen der Studenten in dieser Beziehung aussah, soll weiter unten an einigen charakteristischen Beispielen gezeigt werden.

Wie consequent Jakowkin seine «ausländischen Feinde» zu verleumden wusste, beweist u. a. die Denunciation gegen den Professor Braun, als dieser es gewagt hatte, in der Ferienzeit einen Ausflug nach dem benachbarten Städtchen Sswijaschk zu unternehmen, ohne die Erlaubnis seiner Obrigkeit hierzu eingeholt zu haben. An den grossen Festtagen waren die Professoren, gleich den Studenten, zum Besuche der Kirche verpflichtet, und Jakowkin berichtet dem Curator bei einer solchen Gelegenheit: «Ich befahl

dem dejourirenden Officier, sich zu erkundigen, weshalb einige Professoren nicht erschienen waren, und ihnen mitzutheilen, dass sie sich für die nicht ausgeführten Befehle ihrer Obrigkeit vor Gericht zu verantworten haben könnten.» Von den geselligen Versammlungen bei dem Musiklehrer Neumann, wo sich die Professoren mit Erlaubnis des Directors eingefunden hatten, spricht er «als von geheimen Zusammenkünften verdächtiger Ausländer» — kurz, die «intelligenten Deutschen» Kasans müssen keineswegs auf Rosen gebettet gewesen sein.

Die Vorlesungen trugen gänzlich den Charakter der Zufälligkeit, von einem Lehrplan konnte eben so wenig die Rede sein, wie von der Existenz streng geschiedener Facultäten. So konnte es geschehen, dass die Studenten aus einem Colleg, in welchem die stylistischen Schönheiten der Lomonossowschen Oden analysirt wurden, in ein anderes geriethen, wo die Theorie des Galvanismus zum Vortrag kam oder Ovid gelesen werden musste, trigonometrische Aufgaben gelöst wurden, deutsches Recht oder botanische Erläuterungen den Stoff bildeten. Eine solche Planlosigkeit des Studiums war übrigens in jener Zeit so allgemein, dass auch Jakowkin daran nichts auszusetzen fand, ja, den Curator bat, ihm einen Professor zu schicken, der eine «Encyklopädie aller Wissenschaften» zu lesen vermöge. Die Erfolge, und Fortschritte, von denen er weiter berichtete, existirten natürlich nur in seiner bureaukratischen Phantasie und auf dem Papier, wusste er doch, dass der greise Curator schwerlich nochmals nach Kasan kommen würde. Er selbst verstand es eben nicht besser, als nur auf Aeusserlichkeiten zu sehen und dafür zu sorgen, dass der Schein, vor allem aber die Disciplin gewahrt blieb. Beklagten sich die Professoren darüber, dass die Studenten nicht im Stande seien den Vorlesungen in lateinischer Sprache zu folgen, so erwiderte Jakowkin, daran sei bloß die schlechte deutsche Aussprache der Professoren schuld. Als jedoch Littrow, der das persönliche Vertrauen des Curators genoss, nach Kasan kam, wurde der Beweis geliefert, mit welchem ungenügenden Vorkenntnissen die Studenten in die Universität aufgenommen bez. aus dem Gymnasium entlassen waren. Littrow dictirte ihnen nämlich drei ganz einfache, kurze Sätze, welche aus dem Russischen ins Lateinische übersetzt werden sollten. Die Studenten meinten hierzu lachend: «Sie wissen, wir nicht kennen!» (*sic.*) Trotz zweistündiger Arbeit, der Erlaubnis, das Lexikon zu benutzen und den Professor nach allem zu fragen, was ihnen unklar sei, ja, trotz

der schliesslich ihnen vorgeschriebenen Vocabeln («sie verstanden es nicht einmal, mit dem Lexikon umzugehen», berichtet hierbei Littrow) kamen Sudeleien zum Vorschein, die der Professor nur «erröthend und mit einem Gefühl der Uebelkeit» dem Curator einzusenden wagte. Der Satz: Ihr Bruder ist sehr pünktlich in seinen Pflichten — war z. B. übersetzt «*Frater vestrorum maximus bonus suo officia*» oder: Er kam zu mir in der Zeit, wo ich schrieb — «*Ille venit ad mihi in eo tempore scribendi*», und dem ähnlicher Unsinn. . . .

Eben so schlimm, wie mit den Kenntnissen der Zuhörer, stand es mit den unentbehrlichsten Lehrmitteln; so musste z. B. Braun seine Vorlesungen über Anatomie durch Zeichnungen commentiren, die äusseren Sinne und physiologischen Prozesse, «so weit es möglich war», an Präparaten demonstriren, welche von allerlei Vierfüsslern, Vögeln, Fischen und Insecten herstammten; sein Vorgänger hatte sogar den Bau des menschlichen Körpers an — Schafen vordemonstriren müssen; übrigens hatte Braun im Laufe von drei Jahren nur zwei Zuhörer. Auch die Universitätsbibliothek befand sich in einem trostlosen Zustande; ursprünglich von Potemkin der Stadt Jekaterinoslaw geschenkt, wo eine Universität gegründet werden sollte, waren die Bücher hin und her geschleudert worden, bis sie auf Befehl Kaiser Pauls dem Gymnasium zu Kasan zugegangen waren. Natürlich erwiesen sich viele kostbare Werke als defect, ihrer Illustrationen beraubt und die von einem Gutsbesitzer des kasanschen Gouvernements geschenkten Bücher vermochten die entstandenen Lücken nur schlecht auszufüllen, so dass die Bibliothek aus den verschiedenartigsten Werken zusammengewürfelt war. Verwaltet wurde dieselbe dabei im Style eines sinnlosen Bureaokratismus, so dass Jakowkin gelegentlich einer Revision mit Entsetzen wahrnahm, dass «ein Professor 80 Bände nach Hause genommen hatte» und demselben vorschrieb, dieses Kronseigenthum sofort der Bibliothek wieder zuzustellen. Eine Typographie mit russischen und arabischen Lettern (für tatarische Bücher) bestand zwar bei der Universität, war jedoch im traurigsten Zustande, und es ereignete sich das Curiosum, dass Frehn sein Werk über orientalische Numismatik aus Mangel an Lettern weder lateinisch noch deutsch drucken lassen konnte, er musste sein Buch daher in arabischer Sprache veröffentlichen.

Frehns Lebensgeschichte, seine Laufbahn in Kasan charakterisiren die Lage der Dinge an der neuen Universität an der

asiatischen Grenze. Als 24jähriger Jüngling war er, der Orientalist an der Universität Rostock, durch den Curator Rumowski nach Kasan berufen worden und hatte hier den Grund zu einer strengwissenschaftlichen Behandlung der orientalischen Sprachen gelegt. Selbst Specialist für das Arabische und die semitischen Sprachen, hatte er seinen zehnjährigen Aufenthalt in Kasan dazu benutzt, das Tatarische zu erlernen und ausserdem die tatarische Numismatik vollständig zu beherrschen. Wir brauchen hier nicht näher darauf einzugehen, wie ungenügend und geistlos die Vorträge über russische Sprache und Literatur waren; auch eine bei der Universität bestehende literarische Gesellschaft leistete gar nichts und ihre Werke blieben als «kindisch und unbedeutend» gänzlich nutzlos.

Sonderbar muss es erscheinen, dass bei dieser traurigen Lage der Wissenschaft dennoch von der neuen Universität gelehrte Diplome an Candidaten und Magister vertheilt wurden, ohne dass jedoch die Inhaber dieser Würden in Wirklichkeit auf Bildung Anspruch erheben konnten. «Was konnte überhaupt unter diesen Verhältnissen, bei derartigen Studenten an wissenschaftlicher Arbeit geleistet werden?» ruft Herr Bulitsch mit Recht aus, führt aber dennoch die Namen einiger Studenten an, welche durch ihre kolossale Begabung das Entzücken der deutschen Professoren erregten. Unter ihnen ist besonders Nikolai Lobatschewski (1793—1856) zu nennen, der ein wahres mathematisches Genie besass und späterhin Professor und Rector der Universität Kasan wurde.

Seine erstaunlichen Fortschritte auf allen Gebieten der höheren Mathematik veranlassten seine Vorgesetzten, das «grobe und ungehorsame» Betragen des derben Burschen nachsichtig zu beurtheilen, wengleich Jakowkin sich immer und immer wieder veranlasst sah, dem Curator über denselben zu klagen. In der «historischen Darstellung von Lobatschewkis Aufführung» werden seine Streiche «merkwürdig» genannt, wird sein Charakter als «eigensinnig, arrogant und der Reue gar nicht zugänglich» bezeichnet und heisst es noch dazu: «er beweist alle Anzeichen der Gottlosigkeit und nimmt in Betreff seines schlechten Betragens die erste Stelle ein, so dass seine vorzüglichen Anlagen durch seine schändliche Conduite verdunkelt werden.» Trotz dieser strengen Urtheile erhielt er im Alter von 18 Jahren den Grad eines Magisters und begann drei Jahre später bereits seine Vorlesungen an der Universität!

Im ganzen gestatten die Betrachtungen des Herrn Bulitsch

jedoch mit Recht den Schluss, dass die von der neuen Universität errungenen Resultate gänzlich ungenügende waren — wie es sich nach den vorhergehenden Berichten ja auch nicht anders erwarten lässt. Auch in den Regierungssphären hatten sich die Verhältnisse so verändert, dass die retrograden, jeder Selbstverwaltung feindlichen Ideen eines Rumowski oder Jakowkin ganz den Strömungen entsprachen, die im Ministerium der Volksaufklärung massgebend geworden waren. Als jedoch erst der berüchtigte Obscurant Magnizki Curator des kasanschen Lehrbezirks wurde, hatte die Universität wahrhafte Stürme und Prüfungen auszuhalten. Das vorliegende Buch des Herrn Bulitsch reicht jedoch leider noch nicht bis in diese ereignis- und leidensreiche Zeit, auf welche Herr Pypin in dem obenerwähnten Artikel im «Westnik Jewropy» (1887 VIII) einige interessante Streiflichter fallen lässt, die wir noch in kurzen Worten zur Kenntnis unserer Leser bringen wollen.

Magnizki beabsichtigte, in Ermangelung eines grösseren Wirkungskreises (vermuthlich hoffte er selbst Minister der Volksaufklärung zu werden; siehe Θεοκτιστοβъ, Магницкіѣ. Сиб. 1865) in Kasan die «fälschlich so genannte Vernunft», «die Spreu der Freidenkerei» auszurotten; denn diese schrecklichen Uebel bemerkte er an der armen Universität, welche noch in den Kinderschuhen stand. Es ist eine merkwürdige geschichtliche Ironie, dass jener Jakowkin, der noch kurz vorher die ihm verhassten Professoren in seinen Berichten an den «herzenskundigen» greisen Vorgänger Magnizkis als «Aufrührer und Anarchisten» charakterisirt hatte — jetzt mit seinen eigenen Waffen geschlagen wurde; denn wenn auch der neue Curator ihn nicht der Veruntreuung von Kronsmitteln beschuldigte, so lag das wol nur daran, dass der vielgewandte Director die Sache so schlau angefangen hatte, dass sich ihm nichts nachweisen liess. Uebrigens klagte ihn Magnizki beiläufig auch dessen an, zu viel Geld bei den Universitätsbauten verausgabt zu haben, ohne weitere Beweise für diese Anschuldigung beizubringen. Jetzt rächte sich an Jakowkin die Willkürherrschaft, welche er an den bedeutendsten Professoren der Universität, ja an der intelligenten Gesellschaft von Kasan ausgeübt hatte. Schon der Nachfolger des greisen Curators, Ssaltykow, hatte Jakowkin nicht günstig beurtheilt, Magnizki berichtete jetzt geradezu, «dass Jakowkin entfernt werden müsste, weil er die Universität unterjocht habe (угнетель)».

Ist diese Verurtheilung Jakowkins und seiner Verwaltung selbst aus dem Munde des ihm feindlich gesinnten Vorgesetzten und Revidenten Magnizki nicht ohne Interesse, so erscheint dieser in den Augen der Nachwelt in noch schlimmerem Licht; begab er sich doch mit der Absicht nach Kasan, um «die Universität öffentlich zu vernichten (публично разрушить университетъ)» — ein Gedanke, der des traurigen Systems würdig war, welches er, der Obscurant vom reinsten Wasser, vertrat. Dennoch sind die Mittheilungen, welche er über die Zustände in der Universität machte, in vielen Beziehungen wahrheitsgemäss. So sagt er z. B.: «Viele Wissenschaften werden gar nicht vorgetragen, andere dagegen in doppelten Collegien gelesen, um den Professoren und Adjuncten ihre Gagen zu sichern. Die Gymnasiasten werden, ohne irgend welche Kenntnisse zu besitzen, ohne Prüfung unter die Zahl der Studenten aufgenommen, wenn sie unter Jakowkins Schutz stehen; seine Pensionäre besuchen als freie Zuhörer die Collegia und erhalten dann Diplome.» Auch die administrative Thätigkeit Jakowkins erwies sich als äusserst unbefriedigend, «die Rechnungen befanden sich in der grössten Verwirrung»; hatte doch der greise Curator sich von seinem Vertrauten dazu bewegen lassen, diejenigen Professoren zu «entfernen», welche auf einer Rechenschaftsablegung gegenüber dem Conseil bestanden.

So hatte die junge Hochschule durch die Entfernung und Lässigkeit ihres greisen Curators, wie durch die Misgriffe seines Vertrauten gleich von Anbeginn ihrer Existenz an mit Hindernissen zu kämpfen, welche jede tüchtige, freiheitliche Entwicklung der Wissenschaft, jeden Fortschritt europäischer Cultur auf diesem tatarischen Boden fast unmöglich machten. Das aber, was Magnizki beabsichtigte und späterhin theilweise ausführte, war noch schlimmer: an die Stelle einer officiellen Lüge trat eine andere, noch widerlichere; die Wissenschaft wurde noch mehr eingeengt, und die moralische Verderbnis, welche von der heuchlerischen Verwaltung Magnizkis begünstigt wurde, hat Spuren hinterlassen, die noch lange nachher sichtbar blieben, weil sie ihre Stütze in den zweideutigen Beziehungen der massgebenden Kreise Russlands zu der misverstandenen Wissenschaft hatte.

Weiter vermögen wir die Entstehungsgeschichte der Universität Kasan nicht zu verfolgen, da das Buch des Herrn Bulitsch uns nur bis zu dem Jahre 1819 führt. Zum Schluss sei noch auf einige treffende Ausführungen hingewiesen, mit denen Herr Pypin

seine Besprechung dieses interessanten Werkes begleitet. Er betont mit Recht, dass ähnliche Verhältnisse wie die hier geschilderten stets die ersten Anfänge wissenschaftlichen Lebens auf russischem Boden zu begleiten pflegten; weil man die abstracten und sittlichen Anforderungen der Wissenschaft nicht zu schätzen verstand, sondern nur darauf bedacht war, die Decoration der Wissenschaft herzustellen, die hinter dieser verborgenen Leere aber selbst solchen Richtern sichtbar wurde, welche (wie Magnizki) durchaus nicht geneigt waren, die Würde der Wissenschaft anzuerkennen. Die öffentliche Meinung, die russische Gesellschaft, vor welcher die alberne Komödie einer «Eröffnung der Universität» gespielt wurde und welcher dann der noch widersinnigere Vorschlag einer «öffentlichen Zerstörung» derselben gemacht werden konnte, blieb ein theilnahmloser Zuschauer dieses Skandals — denn die Handlungsweise Magnizkis war ein Skandal, dem die Regierung Kaiser Nikolaus' I. durch Absetzung und Verbannung dieses Beamten ein Ende machte. Es mussten aber noch einige Jahrzehnte verstreichen, bis die Gesellschaft die Möglichkeit hatte, sich über diese Ereignisse in der Publicistik auszusprechen; zu jener Zeit durfte über die wichtige Frage der Organisation der höheren Lehranstalten keine Stimme laut werden und die grosse Masse hatte damals, so wenig wie jetzt, eine klare Vorstellung von dem, was eigentlich vorging.

Die Gründung einer Universität hatte nicht nur auf tatarischem Boden mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen: die Geschichte der ersten russischen Universität im Zusammenhang mit der der petersburger Akademie beweist dieses. Mit eigenen Kräften liess sich nichts leisten, stets musste die Hilfe ausländischer Professoren, meist deutscher Herkunft, in Anspruch genommen werden. Hier wie dort begegnen wir der Gleichgiltigkeit und dem schwachen Verständnis für Fragen der höheren Bildung in der russischen Gesellschaft und der vollständigen Machtlosigkeit der Universität, d. h. der Wissenschaft gegenüber den Angriffen des Obscurantismus. Sogar in Petersburg, in nächster Nähe der höchsten Regierungsgewalt konnten sich Vorfälle ereignen, welche denen in Kasan zur Zeit der Verwaltung Magnizkis und seines Gehilfen Runitsch nur wenig nachgaben.

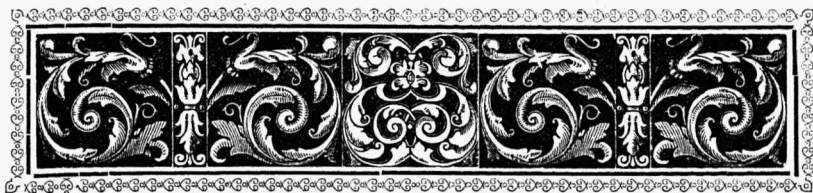
Und fragen wir schliesslich, wie lange das alles her ist, so sehen wir, dass Herr Bulitsch, der Historiker der Gründung dieser Universität Kasan, in den ersten Jahren seiner Professur (im akademischen Jahre 1849/50) ein College der ersten Magister und

Adjuncten der neuen Universität Lobatschewski und Simonow war und in den 40er Jahren einen der ersten Professoren, Fuchs, noch persönlich gekannt hatte.

Unter solchen Umständen hat Herr Pypin das Recht, einen melancholischen Senfzer seinen Betrachtungen nachzuschicken, dessen Adresse, wenn wir nicht irren, wol in Moskau zu suchen ist: «So jung ist bei uns das Bestehen einer höheren Bildung, der Wissenschaft! Vor so kurzer Zeit überstand unsere russische Gesellschaft die geistigē Impfung durch dieselbe Vermittelung von Ausländern, bei derselben Theilnahmlosigkeit der öffentlichen Meinung, wie zur Zeit Peters des Grossen. Da könnte man sich füglich wol der Klagen enthalten, dass unsere Gesellschaft in der petrinischen Epoche sich so entschieden von den alten Traditionen losgerissen habe, um sich dem «westlichen Fortschritt» in die Arme zu werfen!»

Johannes Eckardt.





Bericht über ein altes Tagebuch.



or mir liegt ein während der vierziger, fünfziger und sechsziger Jahre dieses Jahrhunderts geführtes Tagebuch. Directe Beziehungen auf öffentliche Angelegenheiten des Landes sind in diesen Aufzeichnungen eben so wenig zu finden wie schönseelige Selbstbespiegelungen oder sentimentale Ergüsse, wie sie bei der Wende des Jahrhunderts Mode gewesen waren. Von Sorgfalt der Darstellung, stylistischer Schönheit oder eingehender Charakteristik der vorgeführten Personen ist gleichfalls nichts zu verspüren. Der Verfasser (der, beiläufig bemerkt, weder Landtagsmitglied, noch Geistlicher oder Beamter war) hat seine Erlebnisse je nach Stimmung und Gelegenheit ausführlich oder in flüchtigen Notizen zu fixiren versucht, um Anhaltspunkte für die eigene Erinnerung an vergangene Menschen und Dinge zu gewinnen und um an der Hand derselben Rückschau über das halten zu können, was den Hauptinhalt seines Lebens ausgemacht. Reichlich drei Vierteltheile des Erinnerungsbüchleins haben es mit Familien- und Verkehrsbeziehungen zu thun, die in dem alten Livland bekanntlich vor allen übrigen Interessen den Vortritt hatten. Nimmt man hinzu, dass der Lebensgang des Tagebuchschreibers in den herkömmlichen Geleisen verlaufen war, dass seine Schmerzen und Freuden sich entsprechend dem allgemein menschlichen Durchschnittsmasse vertheilt hatten und dass in diese schlichte Existenz nicht einmal eine herzhaftes Liebesgeschichte verwebt gewesen ist, so scheint jedes Interesse an diesem echt livländischen Tagebuche ausgeschlossen zu sein.

Aber es scheint nur so. Sittengeschichtlich sind Berichte, in denen Bilder des Alltags wiedergespiegelt werden, wichtiger als Bekenntnisse ausserhalb der Linie stehender Menschen. Wer wissen will, wie man zu einer bestimmten Zeit gedacht und empfunden hat, wird bei denjenigen anfragen müssen, die sich an dem Bildungsinhalt und der Empfindungsweise ihrer Zeit genügen liessen. Nur wenn die auf culturgeschichtliche Fragen ertheilten Antworten ausser der individuellen eine typische Bedeutung haben, werden sie als Zeugnisse für die Vergangenheit in Betracht kommen. Der Werth solcher Berichte wird aber nicht sowol durch den Ideenreichthum des Berichterstatters, als durch dessen Empfänglichkeit für innere und äussere Eindrücke und durch die Tiefe der Empfindung bedingt sein, mit welcher das Gesehene und Gehörte aufgenommen worden. Denn nur in dem Spiegel eines tiefen und warmen Gemüths kommen die Bilder zu richtiger Erscheinung, welche uns über das Wesen einer vergangenen Zeit Auskunft ertheilen können.

I.

An Reichthum der Gemüthsentwicklung und Tiefe der Empfindung ist das Geschlecht, auf dessen Schultern wir stehen, von keinem anderen übertroffen worden. Die enge Begränzung, welche dem damaligen baltischen Provinzialleben gesteckt war, die Einförmigkeit, in welcher die meisten Existenzen verliefen und die Undeutlichkeit der am Horizont auftauchenden Bilder sorgten dafür, dass die «Generation vor uns» die Welt des Herzens für ihren Hauptreichthum ansah und in der Vertiefung gemüthlicher Beziehungen Ersatz für Armuth und Farblosigkeit ihrer äusseren Umgebung suchte. Jedes Blatt des vorliegenden Tagebuchs beweist, wie weit man es zu jener Zeit in der Kunst gebrächt hatte, die Erlebnisse des Tages durch vertiefte Auffassung und liebevolle Hingabe an anscheinend kleine Aufgaben zu adeln. Durch das gesammte kleine Buch aber zieht sich als rother Faden ein Gedanke, der damals von Vielen und zwar von den Besten getheilt wurde und auf den sich heute nur noch Einzelne besinnen mögen: die Meinung nämlich, dass jeder Schritt auf der Bahn geläuterter Religiosität zugleich einen Fortschritt des Landes bedeute und dass* auf keinem anderen Wege als diesem vorwärts zu kommen sei. Unter dem Eindrucke der trüben Vorgänge der 40er Jahre stehend, bekennt der Tagebuchschreiber sich mit zunehmender Entschiedenheit zu der Ueberzeugung, dass das moralische und materielle

Elend jener Zeit vornehmlich von der sittlichen Lauheit der Landeskirche und von der Kälte des Vulgärrationalismus verschuldet worden sei. In Weiterführung des bekannten, aus der Zeit der sogenannten Befreiungskriege datirenden Gedankens, dass es der wiedererwachte Glaube gewesen, der den Völkern zur Niederwerfung der Fremdherrschaft verholfen, wird als feststehend angesehen, dass die Kräftigung unseres kirchlichen und religiösen Lebens die vornehmste Bedingung zur Gesundung unserer öffentlichen Zustände bilde. Mit einer Wärme, die auch den Andersdenkenden fortreisst, wird jede Erwerbung des Reiches Gottes als Erwerbung für das Wohl des Landes, als Schritt zur Annäherung und Verbrüderung der verschiedenen Elemente desselben dankbar begrüßt. Es wird nicht nur über jedes von der Kanzel und dem Altar gesprochene erquickende Wort Buch geführt, sondern im einzelnen berichtet, wie dasselbe auf diesen und jenen Zuhörer gewirkt habe und was sich von der neu gegebenen Anregung im einzelnen erwarten lasse. Die Wirkung auf Herren und Knechte, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe wird zunächst nach ihrer religiösen Seite geprüft — sofort aber die Consequenz für die gegebenen Verhältnisse abgewogen und die Frage: «Was habe ich davon zu lernen?» mit den Zuständen der Umgebung in Zusammenhang gebracht. Trotz bedingungsloser Hingabe an die Anschauungen des erneuerten Confessionalismus und der streng kirchlichen Richtung sieht der Tagebuchschreiber für selbstverständlich an, dass allein das praktische, im Leben bethätigte Christenthum den Namen eines solchen verdiene. Als wichtigste Art dieser Bethätigung aber werden Humanität im Verkehr mit Untergeordneten und Abhängigen und Entwöhnung von den Ueberlieferungen altväterischer Willkür und Selbstherrlichkeit angesehen. Weiten Kreisen galt damals für ausgemacht, dass Humanität «unbewusstes Christenthum», christliche Gläubigkeit die höchste Humanität sei und dass der wahre Christ einer gewissen Dosis von Liberalismus nicht wol entbehren könne.

Die Entstehung dieser Anschauung findet in der Beschaffenheit der damaligen Zustände ihre ausreichende Erklärung. Der livländische Liberalismus der 40er und 50er Jahre war «Agrarliberalismus» — er beschränkte sich auf die heute selbstverständlich erscheinende Forderung, die Frohne beseitigt, den bäuerlichen Grundbesitz zur herrschenden Wirthschaftsform gemacht und dem Bauernstande eine gewisse Selbständigkeit gesichert zu sehen. Mit den Nöthen der ländlichen Bevölkerung genau genug bekannt,

um den sittlichen Fortschritt derselben von der ökonomischen Emancipation bedingt zu wissen, huldigte der grösste Theil der livländischen Geistlichkeit Grundsätzen, welche man die liberalen nannte. Die Unmöglichkeit, eine arme und abhängige Landbevölkerung zu wahrer menschlicher und christlicher Bildung verhelfen zu sehen, war so handgreiflich, dass Landprediger, die es mit ihrem Amte ernst nahmen, Liberale im landesüblichen Sinne des Wortes sein mussten. Niemals ist die Zahl tüchtiger, fähiger, für ihre Aufgaben begeisterter livländischer Prediger grösser gewesen, als im Zeitalter des wiedererwachten kirchlichen Bewusstseins. Unzweifelhaft sind in der Hitze des gegen rationalistische Selbstzufriedenheit und herrnhutischen Separatismus geführten Kampfes mannigfache Fehler begangen worden — die Gesinnung, welche dieser Kampf trug, und der Feuereifer, mit welchem die Kämpfer sich die Förderung der Volksbildung angelegen sein liessen, verdienen nichts desto weniger die höchste und dankbarste Anerkennung. Jedes Blatt unseres Tagebuchs bezeugt, dass es in der That ein neuer und besserer Geist war, der seit Ausgang der 40er Jahre in die herrschenden Schichten unserer Gesellschaft fuhr und dass kein anderer Stand um diese sittliche Erneuerung so erhebliches Verdienst erworben hat, wie der geistliche. Die Kirche stand auf der Höhe ihres Einflusses, weil sie zugleich eine religiöse und eine sociale Aufgabe zu lösen hatte und weil sie über ein aussergewöhnlich grosses Mass hervorragender Talente gebot. Auf gleich engem Raum mögen nur selten so viele ausgezeichnete Kanzelredner, feinsinnige Seelsorger und Gedankenveredler zusammen gestanden haben, wie damals, wo jede Synode, jedes in grösserem Styl gefeierte Missions- und Bibelfest eine Art Ereignis bildete und wo die bei solchen Gelegenheiten zum Ausdruck gekommenen guten und fruchtbaren Gedanken durch hundert kleine, schier unsichtbare Canäle über das halbe Land geleitet wurden. Ueber das halbe Land, weil Lettland und Estnisch-Livland zwei verschiedene, nur mangelhaft mit einander verbundene Welttheile bildeten. Was es mit dieser Bewegung auf sich gehabt, ist mir nie verständlicher gewesen, als bei Lectüre unseres Tagebuchs. Der Tagebuchschreiber hat niemals eine Landes- oder Sprengelsynode mitgemacht, das nördliche Livland kaum öfter als ein halbes Dutzend Male besucht; mit eigentlicher Theologie hat er nichts zu schaffen und pietistischen Neigungen steht er so weit entfernt, dass seine Aufzeichnungen von Bällen, Jagden und anderen

«weltlichen» Ergötzlichkeiten im Tone des Behagens und der Zustimmung Notiz nehmen. Nichts desto weniger zeigt das Tagebuch sich über alle Vorgänge auf kirchlichem Gebiete genau unterrichtet, fehlt auf den Blättern desselben kaum einer der damals gefeierten kirchlichen Namen und wird die Einwirkung der kirchlichen Errungenschaften auf Bildung und materielle Wohlfahrt des Landes als selbstverständliche und allgemein anerkannte Thatsache behandelt. Ueber dem «Geistlichen» wird das «Irdische» keineswegs vergessen. Gelegentliche Bemerkungen über Charakter und Ergebnisse der einzelnen Landtage beweisen, dass der Mangel an Zeitungsberichten und publicistischen Erörterungen die Kenntnis der laufenden Ereignisse keineswegs ausschloss. Die Empfindung, an einer gemeinsamen Aufgabe zu arbeiten und im Kleinen, ja Kleinsten zu der Wohlfahrt des Ganzen beitragen zu können, war unter den besseren Elementen des Landes so stark entwickelt, dass sie sich weder durch den Mangel der Oeffentlichkeit noch durch die Schranken ständischer Gegensätze unterbinden liess.

Nicht minder bemerkenswerth erscheinen die Beiträge, welche das Tagebuch über die damaligen Beziehungen zwischen den verschiedenen Volks- und Gesellschaftsklassen liefert. Das Vorhandensein nationaler Gegensätze wird nicht geleugnet — an die Möglichkeit feindlicher Zuspitzung derselben indessen nirgend gedacht. Unbewusst und unausgesprochen lebt in den gebildeten und strebsamen Schichten der herrschenden Klasse die Empfindung, dass man den «jüngeren Brüdern» vieles schuldig geblieben sei, was man wieder einzubringen habe. Von dem zwingenden Charakter dieser Verpflichtung hat man nur undeutliche, von den mit der Vernachlässigung derselben verbundenen Gefahren gar keine Vorstellungen. Aber gerade weil man in seinem bezüglichen Thun und Lassen frei zu sein glaubt, giebt man sich den Aufgaben der socialen Mission und der Bildungspropaganda mit einem Enthusiasmus hin, dessen Wärme von geradezu bezaubernder Wirkung ist. Wir hören von ungezählten Männern, Frauen und Mädchen, die die Liebesarbeit an «Hofskindern», «Halbdeutschen», Lostreibern und anderen gefährdeten Existenzen mit unversiegbarer Freude treiben und dem anregungslosen livländischen Landleben durch solche Arbeit reichen und idealen Inhalt zu geben wissen. Nirgend die leiseste Spur politischer oder nationaler Hintergedanken! Die Stelle derselben nimmt die schlichte Erwägung ein, dass der Christ zunächst und vor allem seine «Landespflichten» zu erfüllen habe und

dass der bekannte Ausspruch, nach welchem allein das Mass über-nommener Pflichten dem Menschen den Werth giebt, «bei uns» besondere Bedeutung habe. — Damit geht eine Liebe und Werth-schätzung des lettischen Volksthums Hand in Hand, in welcher der Tagebuchschreiber sich mit seinen Freunden und Gesinnungs-genossen aufs engste verbunden weiss. Mit zuweilen überschwäng-licher Freude werden die aus der Volksmasse hervorragenden ehr-würdigen Gestalten einzelner patriarchalisch waltender Kirchen-vormünder, Aeltesten und Gemeinderichter als Bürgen einer besseren Zukunft des gesammten Volkes begrüsst und Zeiten erwartet, zu denen Männer vom Schlage des würdigen Sahrum (des letzten Liven), des trefflichen Panke und anderer seitdem längst ver-gessenen lettischen Volksgrössen nationale Typen bilden würden. Mit Stolz und Befriedigung wird auf die ungeheuren Fortschritte hingewiesen, welche das livländische Rochdahn, das zum Sitze einer Gemeinde freier Grundbesitzer gewordene Rujen in Bezug auf Wohlstand und Bildung gemacht habe — mit beneidenswerther Illusionsfähigkeit die Ueberzeugung ausgesprochen, dass «der Liebe» gelingen müsse, aller noch übrig gebliebenen Hindernisse unserer Wohlfahrt Herr zu werden — alle Gegensätze zu überbrücken und auszugleichen. Anzeichen dafür glaubte man insbesondere während der auf die Beendigung des Krimkrieges folgenden Zeiten allgemeinen Aufathmens und froher Zukunftshoffnungen mannigfach entdecken zu können. Zwischen die Blätter des Tagebuchs ist ein Brief gelegt, in welchem, ein Freund dem Tagebuchschreiber über Fölkersahms Beerdigung (24. April 1856) berichtet, indem er dessen Aufmerksamkeit vornehmlich auf einen Punkt richtet:

«Ehe wir in die festlich geschmückte Jacobykirche traten, meldeten sich zwölf rujensche grundbesitzende Bauerwirthe bei K. Sie hatten auf die erste Nachricht von dem Tode ihres ehemaligen Herrn, des Begründers ihrer Selbständigkeit, Postpferde genommen, um ihrer Trauer und dankbaren Anerkennung öffentlichen Aus-druck zu geben. Grossen Eindruck machte mir die Antwort, welche der athletische Gemeindegereichtsvorsitzer unserem K. ertheilte, als dieser ihn fragte, ob er (der Vorsitz) seine Gefährten zu dieser Reise bestimmt habe: «Та мей нєй!» (So war es nicht.) Als die Nachricht zu uns kam, war es, als ob Feuer unter uns gekommen sei (ta fa arr uggun) und die zwölf nächstbenachbarten Wirthe machten sich sogleich mit mir auf. Zwei Alte (wezzinefi) wollten auch noch mit, wir liessen das aber nicht zu und reisten so eilig

ab, dass die entfernter wohnenden Nachbarn nicht mehr benachrichtigt werden konnten.» — Um den Sarg standen Fölkersahms nächste Freunde, ihnen gegenüber die zwölf rujenschen Grauröcke, die Aller Augen auf sich zogen.»

Auf den Inhalt der von F. Walter gehaltenen Gedächtnisrede, die mit den Worten: «Nicht die Rechte, welche jemand ausübt &c.» begann und das Thema «Geben ist seliger denn Nehmen» zum Gegenstande hatte, gehen wir eben so wenig ein, wie auf die an diesen Vorgang geknüpften Betrachtungen des Berichterstatters: die Betheiligung von «Vertretern des Volkes» war ihm als wichtigstes Moment der gesammten Feier erschienen. Verwandten Anschauungen begegnet man in zahlreichen Aufzeichnungen jener Zeit; heute mögen dieselben eben so selten vorkommen, wie die Veranlassungen, aus denen sie hervorgehen könnten. Die Periode, «zu welcher alles nach innen wirkte und zu glücklichem häuslichen Aufbauen strebte», ist auch für uns geschlossen und wir müssen zufrieden sein, wenn einzelne Segnungen derselben in der Stille fortwirken. Von dem, was damals hätte geschehen sollen und geschehen können, war eben nur Weniges gethan, das Mehrere verabsäumt worden. Die G e s i n n u n g, in der man zu jener Zeit thätig war, ist aber nicht nur eine reine, sie ist zugleich eine beglückende gewesen. Ich weiss nicht, ob ein heutiger livländischer Tagebuchschreiber von einer so grossen Zahl glücklicher und harmonisch ausklingender Tage und Stunden zu berichten haben würde, wie der Verfasser der mir vorliegenden Blätter. Und wie einfach waren die Quellen dieses Glücks beschaffen: sie flossen aus der Empfindung, dass durch Treue im Kleinen und Einzelnen das Gedeihen des Ganzen gefördert werden könne, und aus der nie versiegenden Freude an dem Austausch mit Gesinnungsgenossen und Gemüthsverwandten. Was es heisst in A n d e r e n leben, Wohl und Wehe der Gesammtheit im eigenen Selbst noch einmal durchkosten — das hat man kaum irgend wo so genau gewusst, wie in der Beschränktheit des alten Livland, wo alsbald zum Gemeingut wurde, was der Einzelne an geistigem Besitz erworben hatte. Das Erscheinen bedeutender, höhere Anregungen bietender Menschen, die Bekanntschaft mit Büchern und Kunstwerken von idealem Gehalt, die Berührung mit neuen Gedankenkreisen und Bildungsmomenten — sie wurden wie Feste gefeiert, die ein Recht darauf haben, den gewöhnlichen Tageslauf zu unterbrechen! Immer wieder wird auf den Blättern des Tagebuchs von Unterhaltungen

und Disputationen berichtet, die sich auf halbe Tage ausdehnen und die ganze Wochen nachklingen. Man bleibt beim Kaffeetisch sitzen, bis es Mittagszeit geworden, man lässt angeschirrte Pferde und reisefertige Wagen warten, man vergisst den auf Bescheid harrenden «Starost», weil man die aufgeworfenen Fragen durchsprechen, das Ergebnis begonnener Kämpfe abwarten will, um bestimmende Resultate, bleibenden Gewinn in die stille Einsamkeit mitzunehmen, auf welche man sich im regelmässigen Laufe der Dinge beschränkt weiss. Was von des Lebens holdem Ueberfluss vorhanden ist, wird weder zu raffinirtem Genuss, noch zu anspruchsvoller Repräsentation benutzt, sondern als Mittel zur Sicherung reiferer geistiger Bewegung geschätzt und in den Dienst höherer Interessen genommen. Eng waren die Kreise allerdings gezogen, in denen das Leben diese Gestalt annahm; als Aristokratie der Geburt konnten dieselben indessen eben so wenig bezeichnet werden, wie als Geistesaristokratie: es waren Aristokratie des Gemüths und des Empfindungslebens, von denen damals die stärksten und bleibendsten Einflüsse geübt wurden. Zu ihnen hatte nahe jeder Zutritt, der Eigenes mitzubringen und seine Mitgliedschaft durch den Adelsbrief eines gebildeten Geistes und fein gestimmten Gemüths zu legitimiren vermochte.

II.

Zum Verständniss des geistigen Lebens vergangener Zeitabschnitte ist eine gewisse Bekanntschaft mit den Quellen unentbehrlich, aus denen frühere Geschlechter ihre Bildung zogen. In Ländern, deren Bewohner den grössten Theil des Jahres hinter geschlossenen Thüren und Fenstern verbringen, pflegt das gedruckte Wort eine Rolle zu spielen, die hinter derjenigen der lebendigen Rede wenig zurückbleibt. Zeugnisse darüber, was vor dreissig und vierzig Jahren in unserem Lande gelesen worden, erscheinen aus diesem Grunde eben so bemerkenswerth, wie Berichte über das Denken, Handeln und Empfinden derjenigen, die vor uns auf livländischer Erde gesessen haben.

Dass die am meisten und von den Meisten gelesenen Schriften Schul- und Andachtsbücher sind, ist von altersher bekannt und allenthalben giltige Regel. Wer jemals ältere Briefe und Tagebücher mit einiger Aufmerksamkeit studirt hat, wird über diesen Punkt nicht zweifelhaft sein und ziemlich genau erfahren haben, welche Erbauungsschriften neben Bibel und Gesangbuch die Hauptstellen in alten

Büchersammlungen eingenommen haben. Bis in die dreissiger Jahre hinein waren neben den Predigtbüchern einheimischer Geistlichen (Sonntag, Grave &c.) Zschokkes vielgenannte «Stunden der Andacht», Witschels «Morgenopfer» und einzelne Schriften Lavaters in Livland eben so weit verbreitet gewesen, wie anderswo. Die Mehrheit der Landeskinder stand unter der Herrschaft des Vulgär-rationalismus, während eine Minderheit dem Einflusse Herrnhuts und gewisser in St. Petersburg massgebender pietistischer Kreise gehorchte. Für den Ausgang des Kampfes um die Einführung des evangelischen Kirchengesetzes von 1832 ist dieser Gegensatz der Meinungen ausserordentlich wichtig und der Einfluss gewisser St. Petersburger Vertreter der positiven Richtung (Fürst Liven, Geheimrath Pessarovius, v. Aderkass &c.) entscheidend gewesen. Dass diese Dinge heute vergessen sind, kann um so weniger Wunder nehmen, als dieselben sich in ziemlich engen Kreisen abspielten und als von ihnen bereits vor fünfzig Jahren kaum mehr die Rede war. — Unser Tagebuch sieht den Rationalismus als glücklich überwundenen Standpunkt an, den der Verfasser seit seiner Kinderzeit hinter sich gelassen hat. Von ihm und seinen Freunden werden während der 40er Jahre Souchons Predigten, später die Kanzelvorträge Klinfoths, Harless' und Ahlfelds gelesen — Namen, denen sich in der Folge diejenigen Valentin Holsts und Huhns anreihen. An der Hand dieser und anderer auf geistliche Lectüre bezüglichen Notizen lässt sich der religiöse Entwicklungsgang der Gebildeten damaliger Zeit ziemlich genau verfolgen. Die «denkgläubige» Richtung, deren vornehmlichster Vertreter der damalige Pastor zu Wolmar war, macht seit Ausgang der 40er Jahre der dorpater confessionellen Schule Platz, die nicht nur die Kanzeln, sondern zugleich die Gewohnheit regelmässiger Hausandachten und die Auswahl der für diese benutzten Bücher bestimmt. Den von dieser Seite gegebenen Impulsen ist es zuzuschreiben, dass die beiden Raumerschen Liedersammlungen neben dem kirchlichen Gesangbuch benutzt, rhythmisch gesetzte Choräle den einfacheren Weisen des Punschelschen Choralbuchs vorgezogen wurden. Ein weiteres Merkmal zunehmenden kirchlichen Einflusses bildet der grössere Eifer, mit welchem man sich der Pflege geistlicher Musik zuwendet. In früherer Zeit war das rigaer Charfreitagsatorium die einzige Veranstaltung dieser Art gewesen; seit dem J. 1849 hören wir von Oratorienaufführungen, die in kleinen Städten des Landes fertig gebracht werden, vornehmlich den Schöpfungen Mendels-

sohns gelten und trotz der grossen mit ihrer Inscenirung verbundenen Schwierigkeiten Anklang und Nachahmung finden, weil sie zugleich dem künstlerischen und dem religiösen Bedürfnis entsprechen, eben so genussreich wie erbaulich wirken. Neben den Schöpfungen Mendelssohns wendet man sich denjenigen Händels und Haydns zu: der Cultus Bachs kommt erst ein reichliches Jahrzehnt später in Uebung.

Bei diesem letzteren Umstande darf für einen Augenblick verweilt werden. Unser «Tagebuch» bestätigt die bereits früher gemachte Wahrnehmung, dass der Geschmack für reine und strenge Klassicität sich bei uns später entwickelt hat, als das Verständnis für Neuklassicität und Romantik. Schiller und Körner waren sehr viel früher populär, als Goethe, Shakespeare und als die weiteren Kreisen erst neuerdings zugänglich gewordenen Tragiker des Alterthums; in den fünfziger Jahren wurden die Lieder Schuberts und Schumanns von Musikenthusiasten gesungen, welche die unsterblichen Weisen des Figaro und der Zauberflöte lediglich aus dem Theater, die Beethovenschen Gesangstücke überhaupt nicht kannten — von Enthusiasten, die geneigt waren, Webers Opern über diejenigen Mozarts zu stellen. Ausserordentliche Verdienste um die musikalische Bildung des alten Livland hat das von E. Weller geleitete rigasche Streichquartett erworben, dessen allwinterliche Kunstreisen in den kleinen Städten des Landes Epoche machten und von der Heerstrasse weiter ab wohnende Kunstfreunde zu förmlichen Wallfahrten veranlassten. In dem Tagebuch werden diese Veranstaltungen wie Ereignisse behandelt, die unvergängliche Goldfäden durch trübe und lichtlose Lebensabschnitte zogen, ja, mit religiösen Erbauungen auf die nämliche Stufe gestellt werden konnten. In den Seelen der anspruchslosen Kunstfreunde Alt-Livlands haben die grossen Meister Triumphe gefeiert, welche den Absichten jener Unsterblichen näher kamen, als die brausenden Beifallsspenden überfüllter Concerthäuser. Hier wusste man noch, dass die Kunst eine sittliche Mission habe — hier war es buchstäblich zu nehmen, dass die Kunst um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröthe webe und dass sie eine Erlösung von der Ewiggestrigkeit des Lebens bedeuten könne. — Dafür kommen die bildenden Künste für die damalige Entwicklung kaum in Betracht. Auf zehn zutreffende Urtheile unseres Tagebuchs über Werke der Tonkunst kommt kaum eins, welches von richtiger Würdigung eines Bildes oder einer Statue zeugte. Der Geschmack in diesen Dingen war unsicher oder durch vorgefasste Meinungen bedingt,

die Zuständigkeit der Autoritäten, auf welche der Verfasser sich für sich und seine Freunde beruft, eine durchaus zweifelhafte. Dass es einzelne in weiten Kreisen bekannte Personen waren, welche zu jener Zeit Geschmack und Meinung unserer Gebildeten bestimmten und dass die vor dreissig Jahren über Dichtungen, Gemälde &c. gefällten Urtheile in der Regel Collectivvoten, nicht persönliche Ansichten darstellten, weiss, wer immer über das geistige Leben der vorigen Generation Bescheid weiss.

Höchst charakteristisch erscheinen die in unserer Quelle erhaltenen Zeugnisse dafür, dass gewisse Bücher ihrer Zeit die Runde durch die gebildete Gesellschaft des halben, wenn nicht des ganzen Landes machten. An Auerbachs «Dorfgeschichten» hatte man sich bereits 1846 und 1849 berauscht. Während der Jahre 1850 bis 1855 lösten Putlitz' «Was sich der Wald erzählt», Redwitz' geistreicher und von der Gutgläubigkeit der Zeitgenossenschaft für ein apologetisch-poetisches Meisterwerk erklärter «Amaranth», Frau Beecher Stowes «Onkel Tom» und Freytags «Soll und Haben» einander so regelmässig ab, als ob sie integrierende Theile der bezüglichen Jahreskalender gewesen wären; während der zweiten Hälfte der sechziger Jahre wandte man sich dem Studium der Riehlschen «Bürgerlichen Gesellschaft» zu — während dieser ganzen Epoche aber stand die Geibelsche Lyrik im Zenith ihrer Bedeutung, indessen die Bekanntschaft mit Erzeugnissen der jungdeutschen Muse auf bestimmte Kreise beschränkt blieb. Die Zeitstimmung war so entschieden idealistisch gerichtet, so nachhaltig von Einflüssen des neu erwachten kirchlichen Lebens getränkt, dass dem herrschenden Geschmack nur entsprach, was mit den Tendenzen der vorwaltenden Richtung in Einklang gebracht werden konnte. Die Zahl populär-kirchengeschichtlicher und apologetischer Schriften, die in dem weit ausgedehnten Freundeskreise des Tagebuchschreibers gelesen und verbreitet wurden, erscheint so beträchtlich, dass man meinen könnte, diese Lectüre habe jede andere verdrängt. Während Mommsens Römische und Macaulays Englische Geschichte nur beiläufig genannt werden, geht Marie d'Aubignys Geschichte der Reformation von einer Hand in die andere; Schnorrs Bilderbibel findet ungleich stärkere Verbreitung als Kaulbachs um dieselbe Zeit erschienene Illustration des Reinecke Fuchs, und Mendelssohn läuft seiner Kirchenmusiken wegen dem sonst so hoch geschätzten Schumann entschieden den Rang ab. Ueber die abweichenden Urtheile von Fachleuten und Kennern ist man keineswegs im Unklaren,

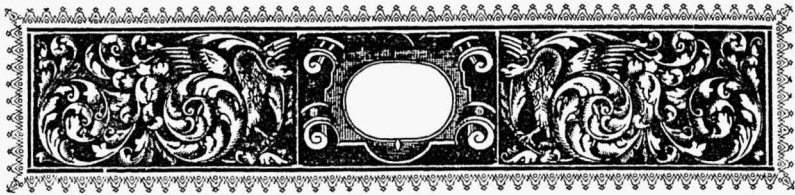
lässt sich den Muth und das Recht selbständiger Meinung indessen nicht verkümmern und ist entschlossen zu wählen, wie es «uns» gemäss ist. — Die Vorherrschaft derjenigen, welche diese Anschauungen zum Ausdruck brachten, stützte sich in nicht unerheblichem Masse auf die Zustimmung der Frauen, deren stiller, aber unabweislicher Einfluss kaum jemals grösser gewesen ist, als damals, wo der weibliche Bildungseifer den männlichen sehr häufig übertraf.

Vollständig wird das Bild der hier in Rede stehenden livländischen Periode aber erst, wenn man in Betracht zieht, dass die einheimische literarische Production während der Jahre 1835 bis 1859 fast vollständig ins Stocken gerathen war. Von den obenerwähnten einheimischen Predigtbüchern und vereinzelt theologischen Abhandlungen abgesehen, thut das Tagebuch kaum eines einzigen innerhalb Landes erschienenen Buches Erwähnung. Was sich auf einheimische Verhältnisse und Interessen bezog, wurde mündlich verhandelt und auf dem Wege der häuslichen Verständigung zum Austrag gebracht, — die wenigen in Riga und Dorpat erscheinenden Zeitungen aber kamen höchstens als Berichterstatter über Thatsachen, ja, kaum als solche in Betracht, weil sie die wichtigsten Dinge häufig unerwähnt liessen. Die «Getauften, Copulirten und Begrabenen» der «Rig. Stadtblätter» und die Nekrologe des «Inland» bildeten (nach Georg Berkholz' witziger Bemerkung) den wichtigsten Theil des einheimischen Lesestoffs. Selbst das in früherer Zeit ziemlich fleissig angebaut gewesene Feld der livländischen Geschichte wurde von dem grösseren Publicum der 40er und 50er Jahre nur selten besprochen. Die einst viel gelesenen Schriften Jannaus, Merkels, Thieles &c. galten aus guten Gründen für veraltet — von den Forschungen Napierskys und Bunges und den neu aufgelegten «*Scriptores rerum*» nahm man an, dass sie nur für Gelehrte bestimmt seien, neuere lesbare Bücher über diesen Gegenstand aber sollte es nicht geben; während man das unbedeutende Werk Kurt von Schlözers wenigstens gelegentlich zur Hand nahm, scheint Kruses treffliche Geschichte «Kurland unter den Herzögen nördlich von der Düna» wenig bekannt geworden zu sein — Kurland lag für viele Leute noch ausserhalb der Welt, und von Estland hörte man höchstens in Pernau und Dorpat zuweilen reden. Endlich war von lettischer und estnischer Literatur so wenig die Rede, dass die Verhandlungen der beiden mit der Erforschung dieser Sprachen beschäftigten Gesellschaften ausserhalb gewisser pastoraler Kreise so gut wie unbeachtet blieben.

Die Summe der zwischen damals und jetzt bestehenden, bis zum Gegensatz gesteigerten Verschiedenheiten braucht nicht besonders gezogen zu werden. Es ist über diesen Gegenstand neuerdings so reichlich geschrieben und geredet worden, dass sich eine Meinung zu bilden vermag, wer an dergleichen Fragen überhaupt Antheil nimmt. Man kann nur wünschen, dass die Zahl dieser Betheiligten nicht allzu gering geworden.

x.





Notizen.

Herders Briefwechsel mit Nicolai. Im Originaltext herausgegeben von Otto Hoffmann. Mit einem Facsimile. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung. 1887. S. 144. 8.

Das kleine Büchlein beschäftigt sich mit dem deutschen Klassiker, der seine reichsten und schönsten Lebensjahre bei uns gelebt hat, mit Herder. Von eben diesen Jahren geht der zwar nicht unbekannte, vielmehr von H. Düntzer in seiner Sammlung «Von und an Herder» bereits veröffentlichte Briefwechsel aus. Während Düntzer aber nur ungeschickt gemachte Abschriften vorlagen, aus denen er manche Stellen und auch einige Briefe ganz fortgelassen, ist der vorliegende vollständige Abdruck aus den Originalbriefen genommen, die jetzt im Besitze der königlichen Bibliothek zu Berlin sind. Der diplomatisch genauen und mit allen nöthigen Erläuterungen versehenen Ausgabe sind dann noch, zum ersten Male, die Briefe beigefügt, welche Herders Gattin nach dem Tode ihres Gemahls mit seinem früheren Redacteur austauschte. Aus ihnen «klingt ein versöhnender Schlussaccord zu den unharmonischen Lauten, in die der Briefwechsel der beiden Männer austönte. Caroline legt gleichsam ein frisches Reis des Friedens zu den verwelkten Blättern».

Der Reiz des Buches — und den hat es für den Ref. in hohem Grade gehabt — liegt darin, dass es eine abgeschlossene Periode des Seelenlebens Herders, die mit seinem Verkehr mit Nicolai, wenn auch nicht gerade in ursächlichem, so doch in sehr bedingtem Zusammenhange stand, in voller Unmittelbarkeit zur Anschauung bringt. Der Briefwechsel führt uns den jungen Schrift-

steller vor, der soeben hervorragend die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat und die erste Bewerbung um seine Mitarbeit erfährt. Er zeigt uns, wie er sie aufnimmt, wie er ihr folgt, wie er mit seinen Interessen immer lebhafter in die allgemeinen Geistesströmungen hineingezogen wird, wie dadurch die Theilnahme an seinem örtlichen Leben sich verflüchtigt, wie Thatendrang und Begehagen, der Blick in die Zukunft und der Genuss der Gegenwart in ihm streiten, bis der selbst heraufbeschworene Conflict ihn drängt seiner Stellung und seinen sicheren Aussichten zu entsagen und die Freiheit der Lebenslage und der Haltung zu gewinnen, nach der er lechzt.

Unter diesen äusseren Vorgängen, durch sie bedingt und sie schaffend, schauen wir die innere Entwicklung des Charakters wie der geistigen Persönlichkeit Herders nicht eben immer reifen, aber doch vorwärtsschreiten — eine Entwicklung, die nicht jedermann gefällt und wol auch nicht gefallen kann. Die Erwartungen, die manche an sein erstes Auftreten gesetzt, waren nicht im gehofften Masse erfüllt; der Wunsch, das vielversprechende Talent nach dem eigenen Geschmack zu modeln, war manchem fehlgeschlagen. Gewisse Ansätze zu originaler Geistesrichtung hatten, anfänglich weniger beachtet, Ausbildung erfahren, die nicht gewürdigt wurde, ja Misvergnügen erweckte. Es war nicht gelungen, die hervorragende Kraft Herders dem herrschenden Zeitgeist dienstbar zu machen, und dabei hatte er mehrfach Gelegenheit geboten, intellectuelle und sittliche Schwächen an sich bemerken zu lassen — Erklärung genug dafür, dass, je selbständigere Bahnen er einschlug und je eigenthümlicher sie die geltenden Anschauungen berührten, ihm Verstimmung und Uebelwollen begegneten. Und nun war er nicht mehr der Mann, derartige Aeusserungen ruhig hinzunehmen. Immer tiefer war er seiner thatsächlichen Genialität bewusst geworden und voll Selbstgefühls unternahm er es, der gesammten Denkweise seines Zeitalters, des ganzen Jahrhunderts, der er selbst zuvor gehuldigt, den Krieg zu erklären. Als dann Nicolai, völlig ausser Stande eine derartige Wandlung sich zu erklären und unter dem Schwulst und der Masslosigkeit der Sprache und allen Fehlern der Darstellung den Tiefsinn Herders zu erkennen, seinem nüchternen Urtheil über «die älteste Urkunde des Menschengeschlechts» in einem Schreiben an den Verfasser rückhaltslosen Ausdruck gab, machte Herder seinem Gefühl der Gekränktheit in der Antwort ebenso unumwunden Luft. Die nicht ausgebliebene Erwiderung

Nicolais war nicht geeignet und beabsichtigte auch nicht das innerlich längst gestörte Verhältnis wieder herzustellen.

Die Lectüre des Briefwechsels ist selbst nach der Kenntnis der so trefflich eingehenden und unparteiischen Herderbiographie von Rudolf Haym wohlgeeignet, die literarischen Strömungen und Kämpfe der Jahre 1766—74 und Herders Stellung in denselben zu vergegenwärtigen und das Werden des Conflicts zu veranschaulichen, in den Herder nach und nach zu dem Wortführer der Literatur jener Periode gerathen musste. Zugleich aber will es uns dünken, dass Nicolais Persönlichkeit weniger abstossend aus seinen Briefen hervortritt, als sie gemeinhin dargestellt zu werden pflegt.

Fr. B.

Graf D. A. Tolstoi, Die Stadtschulen während der Regierung der Kaiserin Katharina II. Aus dem Russischen übersetzt von P. v. K ü g e l g e n. St. Petersburg 1887. S. 200. 8.

Von den drei Büchern des Grafen Tolstoi zur Geschichte der Pädagogik unter Katharina II. ist das vorliegende, vielfach bereits besprochene, das umfänglichste und seinem Inhalte nach bedeutendste. Es stellt den Leser von vornherein auf eine höhere Warte, von der aus er einen Ueberblick über den Stand des Volksschulwesens eines guten Theils von Europa während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewinnt und in die idealistisch-kosmopolitische Strömung jener Periode eingeführt wird. Der Umstand, dass der Kaiserin Blick seit dem Erlass der Statthalterschaftsordnung auch dem Schulwesen sich zuwandte und den neu errichteten Collegien der allgemeinen Fürsorge den vorgeschriebenen Wirkungskreis auch auszufüllen gedachte, führte sie bei ihrer Zusammenkunft mit Joseph II. in Mohilew auf das ihr schon empfohlene österreichische reorganisirte Schulsystem. Von dessen günstigen Wirkungen wusste der Kaiser so lebendig zu erzählen, dass seine Zuhörerinnen einen bleibenden Eindruck gewann. Sie ist ihm nachgegangen und hat nach zwei Jahren sich zur Annahme des gerühmten Systems entschlossen.

Diese Thatsache giebt dem Verfasser Anlass zu einer höchst durchsichtigen und fesselnden Darstellung der Entwicklung des österreichischen Schulwesens unter Maria Theresia, welches durch den von Joseph auf Katharinas Bitte ihr überlassenen serbischen Schulmann Jankovics de Mirievo nun nach Russland übertragen

wurde. Seine Wirksamkeit als Director der Hauptvolksschule, zugleich des Lehrerseminars, währte hier nur wenig über 2½ Jahre. Aber sie ist grundlegend geworden. Sein Nachfolger Kosodawlew, der spätere Minister des Inneren, arbeitete in seinem Sinne fort. Von grossem Interesse ist die Schilderung dieser Thätigkeit, nicht zum wenigsten die eingehende Besprechung der 28 Lehrbücher, welche von der Schulcommission in den Jahren 1782—96 herausgegeben wurden.

Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, bei der vergleichenden Prüfung der österreichischen und der russischen Schulreform, die durch die Bestätigung des Volksschulenstatuts vom 5. Aug. 1785 für das ganze Reich obligatorisch gemacht wurde, offen zu gestehen, dass die Ergebnisse in Russland denen in Oesterreich nicht gleich kamen. Und sehr richtig werden auch die Ursachen des Misslingens angeführt. Die Reform war nur theil- und stückweise entlehnt worden. Die Lehrmethode, die Bücher, die Ausbildungsweise der Lehrer war herübergenommen. Die Oberschulverwaltung war in gleicher Form gebildet. Damit hörte aber auch die Aehnlichkeit auf. In Oesterreich hatte jede Provinz ihr Lehrerseminar, in Russland gab es ein einziges in St. Petersburg. In Oesterreich war strenge Centralisation der Schulverwaltung unter sachverständiger Leitung mit Hinzuziehung der Geistlichkeit durchgeführt; in Russland verwalteten die unfähigen Collegien der allg. Fürsorge unter Aufsicht der Gouverneure die Schulen. In Oesterreich erstreckte sich die Wirkung der Schulordnung auf Stadt und Land; in Russland ist eine Dorfschule fast nirgend entstanden, und in den Städten fehlte es immer an Geldmitteln, da der Fiscus nichts hergab. Die Revisionsreise Kosodawlews im J. 1788 ergab recht unerfreuliche Resultate.

Das hielt aber die Hauptschulcommission nicht ab, die inneren Gouvernements zu lassen, wie sie waren, und ihre Reformthätigkeit auf Riga zu erstrecken. Abgesehen von der auch erzwungenen Forderung der Annahme des Normalschulplans für die Domschule wurde vom rigaschen Schulcollegium verlangt, dass es die russischen Normalschulbücher ins Deutsche übersetzen lasse und in die rigaschen Schulen einführe. Unter dem 28. August 1790 reichte es eine Vorstellung dagegen bei der Schulcommission ein, aus der Graf Tolstoi folgenden Satz anführt: «Der Commission ist es bekannt, dass die deutschen Schulen in allen Zweigen der Gelehrsamkeit nicht nur die den Fächern am besten entsprechenden und vor-

zöglichsten Lehrbücher, sondern auch die hervorragendsten und vorzüglichsten Werke zum Lesen besitzen, was freilich dem russischen Volk bei der erst vor wenigen Jahren begonnenen Einrichtung öffentlicher Volksschulen einstweilen noch mangelt, und deswegen ist die Abfassung von Lehrbüchern für diese eben so nothwendig, als eine Uebersetzung für die deutschen Schulen überflüssig wäre.» Die Commission, erzählt Graf Tolstoi nach dem Protokoll, fand diese Vorstellung erfüllt von frechen Ausdrücken, von ironischen Wendungen, von Tadel gegen die höchste Gewalt, welche die Commission gegenüber dem Schulamt darstellt, von unstatthaften Widerlegungen, welche einer untergeordneten Behörde gegenüber den Resolutionen ihrer Oberbehörde eben so wenig geziemen, als sie unbegründet sind u. s. w. — Die Differenzen dauerten fort, das Schulcollegium weigerte sich beharrlich der unnützen Arbeit und im J. 1791 fing die Schulcommission selbst an die russischen Schulbücher ins Deutsche übersetzen zu lassen, «was nicht schwer war,» sagt Graf Tolstoi, «da der grösste Theil derselben aus dem Deutschen ins Russische übersetzt oder nach deutschen Büchern umgearbeitet worden war»; diese Uebersetzungen sandte die Commission zum Druck ins Schulcollegium. Aber hier entsinnt sich der Verfasser, dass er nicht nur Geschichtsforscher ist: er berichtet, aber urtheilt nicht.

Zur Geschichte der St. Petrischule in St. Petersburg.

1. Theil. Geschichte der St. Petrischule von 1862—87. Von Ernst Friesendorff.
2. Theil. Das Lehrpersonal der St. Petrischule von 1710—1887. Von Julius Iversen. St. Petersburg 1887. S. 121 + 67. 8.

Von der umfassenden Ueberschau, die das eben besprochene Buch von hohem Standpunkte über eine entlegene Zeit und ein weit ausgedehntes Arbeitsfeld gewährt, auf dem der Blick nur spärliche Früchte und von zweifelhafter Güte findet, wenden wir uns gern zur Schilderung einer blühenden, sich erfolgreich steigernden Thätigkeitssphäre der Gegenwart, wie sie die Arbeit des Directors der St. Petrischule bietet. Im J. 1862 hatte sich ein Jahrhundert dieser Anstalt vollendet und war ihre Geschichte durch Dr. C. Lammerich in einem starken Bande in aller Umständlichkeit geschrieben. Jetzt, da seitdem wieder 25 Jahre dahingegangen, hat es den gegenwärtigen Leiter zur Fortführung des Werkes gedrängt. Und er hat wohl daran gethan. Denn wer weiss, ob

später die Zeit und der Mann dazu vorhanden, sinnend das Gewesene und Gewordene zu überdenken und in dem Geiste es darzulegen, in dem es geschaffen worden ist. Die beiden Directoren, deren Wirksamkeit den geschilderten Zeitraum zum grössten Theil — 17 Jahre — ausfüllt, sind es werth, nicht chronistisch, sondern historisch behandelt zu werden, wie es hier geschieht. Dr. Johannes Steinmann und Mag. Hermann Graff waren Persönlichkeiten, denen die Schule — man darf wol sagen die Summe der Schulen, welche an die St. Petrikirche angeschossen hat — sehr viel verdankt. Das Wirken Hermann Graffs, des in der Heimat noch Unvergessenen, namentlich hat der Anstalt zu grosser Blüthe gereicht. Mit 19 Klassen und 711 Zöglingen hatte er die Schule 1868 übernommen; als er 1879 starb, hinterliess er 31 Klassen mit 1254 Zöglingen. Sein wohlgetroffenes Bild, wie das seines Vorgängers im Amt, schmückt das Buch.

Für die Zeit seiner eigenen Amtsführung hat der Verfasser sich begnügt, die von ihm erstrebten und durchgeführten Veränderungen zu skizziren und die ihn dabei leitenden Beweggründe anzugeben. Er hat im Wollen redlich seinem Vorgänger nachgeeffert. Ueber das Erreichte steht dem Ref. selbstverständlich kein Urtheil zu. Aber den Dank für den Einblick, der auch dem Entfernten in das Einzelne der grossen gedeihenden Bildungsstätte gestattet ist, will er nicht vorenthalten. F r. B.

M. von Bründsted: Die russische Kirche in Livland unter Nikolaus I. Nach dem Werke I. Listowskis: «Philaret, Erzbischof von Tschernigow». Ein culturhistorischer Beitrag. Berlin, Georg E. Nagel 1888. S. 32. 8.

Das vorliegende Schriftchen trägt das Motto: *Audiat et altera pars!* Es liegt demnach auf der Hand, dass es nicht für den baltischen Leser deutscher Zunge bestimmt ist, sondern für den von anderer Seite übel berathenen Reichsdeutschen. Es will den letzteren aufklären über die ungezählten Bedrückungen und Verfolgungen, denen die Vertreter der orthodoxen Kirche in Livland unter Nicolaus I. ausgesetzt gewesen und welche sie sowol, als auch die übergetretenen Letten und Esten mit unbeschreiblicher Geduld, mit wahren Märtyrermuth ertragen haben. Wir zweifeln an dem beabsichtigten Erfolge, weil man in Deutschland historischen Darstellungen mit dem berechtigten Anspruch auf Quellennachweis

gegenübertritt. Was der Verfasser als solchen anführt, das genannte Werk Listowskis, Ssamarins «Russische Grenzmarken», Philarets «Geschichte der Kirche Russlands» und «andere geistliche Zeitschriften, welche dem Verfasser, dank der Liebenswürdigkeit des Vorstehers der Kaiserlich Russischen Botschaftskirche zu Berlin, Propst Alexius Maltzew, bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden» — wird schwerlich mehr als die gebührende Würdigung erfahren. Erzählungen, über deren Herkunft man nicht genauer belehrt wird, als es hier geschieht, und welche den Charakter der seinerzeit von Juri Ssamarin veröffentlichten Memoiren des Indrik Straumit an sich tragen, pflegt man — wir constatiren nur die wissenschaftliche Gewohnheit der Deutschen — mit Misstrauen und Zweifel aufzunehmen. Sodann stimmen Inhalt, Ton und Auffassung dieser Schrift nicht überein mit ausführlicheren Darstellungen jener Zeit, die von der anderen Seite geliefert worden sind und welche den in den Augen der deutschen Historiker unbestreitbaren Vorzug haben, ihren wissenschaftlichen Anforderungen Genüge zu leisten. Der Verfasser hat sich nicht die Mühe gegeben, auf jene einzugehen und deren Unrichtigkeit nachzuweisen. Endlich aber ist die Rechtsfrage, das Princip des ganzen Streites, vollständig bei Seite geblieben und damit der nothwendige Boden für eine Beurtheilung der angeführten Thatsachen nicht geschaffen worden. Wir müssen es uns versagen, hier auf Schriften aufmerksam zu machen, welche dem letzterwähnten Mangel in historisch und juristisch unanfechtbarer Weise abgeholfen haben.

Dass der Verfasser mit seinem Auszuge mehr hat geben wollen, als eine geschichtliche Darstellung, erhellt aus dem Schluss, welcher die «heftigen Anklagen gegen die russische Regierung» von Seiten der livländischen Ritterschaft und der Evangelischen Allianz in seiner Weise würdigt. Wir werden darüber belehrt, dass die sogenannte Baltische Frage zwei Seiten habe, eine kirchliche und eine politische. «Beide werden oft verwechselt — zuweilen wol mit Absicht, wie ich vermuthe — während sie doch sorgfältig auseinandergehalten werden sollten. Die orthodoxe Kirche treibt keine Propaganda, und niemand wird in Russland seines Glaubens wegen verfolgt oder unterdrückt. — Thatsache ist, dass sowol in den baltischen Provinzen wie überall in Russland völlige Gewissensfreiheit herrscht, dass Muhamedaner, römische Katholiken und Protestanten in voller Freiheit ihre Religionen bekennen und ausüben können.

Was die politische Seite der «baltischen Frage» betrifft, so wird niemand in Abrede stellen, dass die Bestrebungen der russischen Regierung in den letzten Jahren darauf gerichtet waren, die baltischen Provinzen zu russificiren. Zu diesem Zwecke ist der erste und wichtigste Schritt bereits geschehen: die russische Sprache ist in die Schulen als Unterrichtssprache eingeführt worden. Auch darüber waltet kein Zweifel, dass die Umwandlung der deutschen Universität Dorpat in eine russische wahrscheinlich nur noch eine Frage der Zeit ist. Und in der That, giebt es in einem anderen Staate eine von der Regierung unterstützte Universität, welche nicht nur in Bezug auf die Sprache und die Richtung, sondern auch in ihrem Geiste von den heimischen Universitäten gänzlich verschieden ist? Mit anderen Worten: die russische Regierung befolgt gegenwärtig dasselbe Princip, welches die preussische Regierung längst in den Grenzländern mit Erfolg zum ausschlaggebenden erhoben hat: das Nationalitätsprincip!»

Wir wiederholen das Motto des Verfassers: *Audiatur et altera pars!*

Die Beschwichtigung «einiger Leichtgläubiger und über die gegenwärtige Sachlage wenig Unterrichteter» im russischen Volk setzt sich

Michail Charusin in «Die Baltische Constitution». Ein historisch-juristischer Abriss. Moskau 1888. S. 70. 8.

zum Ziel. Dass diesem Büchlein der Erfolg bei seinen Lesern nicht fehlen wird, können wir ihm sicher prophezeien.

M. K., Oesel einst und jetzt. 1. Band: Arensburg. Arensburg 1887. S. 260. Gr 8.

Der Verfasser der «Bausteine zu einer Geschichte Oesels» hat in diesem Buche, dem noch zwei Bände über das flache Land seiner Insel bzw. seiner Provinz folgen sollen, sich zwanglos ausgesprochen, wie es ihm ums Herz war. Er plaudert nach Aufzeichnungen der fleissigen Sammler v. Luce und A. v. Schmidt, nach alten Zeitungen und eigenen Erlebnissen von allerlei aus der weiteren und näheren Vergangenheit und der Gegenwart seiner engeren Heimat. Irgend ein kritischer Massstab lässt sich an das

Buch nicht legen, aber dankbare harmlose Leser wird es finden, da es in warmer Liebe für den vaterländischen Boden geschrieben ist und in dem anspruchslosen Erzählerton ausser vielem Nebensächlichen auch manche anziehende Notiz mitzutheilen weiss. Namentlich das Capitel «vor hundert Jahren» ist lange nicht bekannt genug, um nicht vielen Neues zu bringen und die heutigen Alten in die Werdezeit ihrer Grossväter zu versetzen. Als Werkstücke zu einer einstigen Landeskunde unserer Provinzen wollen wir denn auch von vornherein die noch ausstehenden Bände willkommen heissen.

Fr. B.



An die Leser.



Mit den beiden verspäteten Heften, deren literarische Besprechungen im gegenwärtigen Augenblick mitunter an die Legende von den Siebenschläfern mahnen mögen, ist die «Baltische Monatsschrift» bereits unter der Aegide neuer Namen vor ihr Publicum getreten. Der bisherige Herausgeber dankt den Freunden der Zeitschrift für das reiche, während acht Jahren ihm bewiesene Vertrauen, und bittet ein gleiches den Männern entgegenbringen zu wollen, die in verwandter Gesinnung von nun ab mit ihren Namen für den Weiterbestand des altbewährten provinziellen Organs einzutreten sich bereit gefunden haben.

Berichtigung:

Heft 8 S. 716 Z. 16 v. u. l. «und von Riga» st. «und Riga».

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Hollander.**

Дозволено цензурою. — Ревель, 23-го Марта 1888 г.

Gedruckt bei Lindfors' Erben in Reval.

Abonnements - Einladung.



Im festen Glauben, dass die

„Baltische Monatschrift“

unter ihrer bisherigen Leitung so tiefe Wurzeln im Publicum unserer Provinzen geschlagen habe, dass auch eine unverschuldete fünfmonatliche Störung ihres Betriebes sie ihren Lesern nicht entfremdet haben wird, wagen wir noch im April den Jahrgang 1888 beginnen zu lassen. Derselbe wird in monatlichen Heften von ca. 5½ Bogen bis zum Jahresschluss vollendet sein.

Der Abonnements-Preis (6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.) bleibt unverändert.

Abonnements werden von sämtlichen Buchhandlungen*), sowie von den auf dem Titel genannten Firmen entgegengenommen.

**Herausgeber und Redacteur
der „Baltischen Monatschrift“.**

*) In Mitau ausschliesslich in der Buchhandlung von **Ferd. Besthorn.**